L. g.
o.
795.

L.g.o. 795

795.

Drey kleine Schriften

von

Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg.

~~Dc. IV. 151.~~

Drey kleine Schriften

von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Münster, 1818.
Bey Friedrich Theissing.

L. g. o. 795.

Vorwort.

Diese drey kleinen Schriften sind aus verschiednen Zeiten. Das Gespräch die Sinne, vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben, ward vom seeligen Jakobi in ein Bändchen seiner Zeitschrift Iris aufgenommen. Ich habe hie und da wieder Hand daran gelegt.

Die Abhandlung über die Sprache erschien im Jahr 1810 im vaterländischen Museum; und die Gedanken über den

Geist der Zeit, vor wenigen Wochen, im ersten diesjährigen Hefte der Staats-anzeigen von Herrn Adam Müller. An beyden ist nichts geändert worden.

Sondermühlen im Osnabrückschen,
den 24. Febr. 1818.

F. L. Graf zu Stolberg.

Die Sinne,

ein Gespräch.

Die Sinne,

ein Gespräch.

1. Unfern jenes Städtchens das im Schimmer einer hohen Schule glänzet, welche wohl mehr als eine ihrer ältern Schwestern in Deutschland, ja in Europa, sich grosser Meister in jeder Kunde, und vieler zu Meistern gediehenen Zöglinge rühmen darf; unfern dieses Städtchens lebt Sophron in einem von hehren Buchen beschatteten Thal, am Ufer eines Sees, in den, bald unter moosigten, mit wilden Rosen und Geisblatt umwundnen Felsen, bald zwischen Blumen und blühenden Stauden seiner Pflanzung, ein lautrer Forellenbach über glatte Kiesel rauschend sich ergeußt.

2. Glücklich lebt er hier in der Felsenburg, mit seiner Theano, die, wiewohl sie neun Kinder ihm gebar, noch so schön ihm scheint, als da sie erröthend ihm zum erstenmal ans Herz sank. „Zieren die Rosen nicht den Busch?" pflegt er zu sagen. Auch haben ihre Züge, wiewohl sie an Jugendglanz einige flüchtige Reize verloren, sich von innen aus je mehr und mehr veredlet. Von Kindheit an genoß sie der Pflege zartester und weiser Liebe. Wie sie sich glücklich fühlt mit ihrem Mann und mit den Sprößlingen einer im Himmel geschloßnen Ehe, so freuet sie sich auch mit Rührung des Berufs ihrem alten Vater den Abend des Lebens zu verschönen, dem weisen Theophron. Die Jahre nahmen ihm das Gesicht, aber nicht den hellen Blick des Geistes, nicht seiner Tugend Gespielin, wolkenlose Heiterkeit. Sein ist dieser Landsiz. Hier entfalteten sich die Flügel seines Geistes, hier öfnete jeder edlen Empfindung sich sein junges Herz. Hier schlummert seine Selma unter Rosen und Veilchen, Selma, die noch den Bund der Liebe ihrer Tochter mit Sophron segnete, eh sie von hinnen scheidend von ihr und vom noch nicht erblindeten Theophron Abschied nahm. Hier schlummert, ihr zu den Füssen, ihr

und Theophrons einziger Sohn, Alexis, der in reifender Jugend lächelnd heim ging. Manchmal führt Theano den geliebten Greis zu den Ruhestätten seiner Todten; die jüngere Selma trägt ein Körbchen am Arm; sie streuen Blumen auf die Gräber, Blumen, bethauet von der Frühe Thränen und von den ihrigen; Theano wählt dazu stark duftende Blumen, denn auch die schönsten sind ja für den Alten farbenlos!

3. Unter den Jünglingen die in der benachbarten Stadt sich den Wissenschaften widmen, stehet einigen diese gastfreundliche Wohnung immer offen.

4. Sie sind, sagt man, der Meinung, daß hier Weisheit wohne, dort nur Wissenschaft. Jünglinge übertreiben und sind in Vergleichungen mehrentheils ungerecht. Noch jüngst that Sophrons warnender Zeigefinger dem mutwilligen Kallias Einhalt, als sie unter italiänischen Zeichnungen das Nachbild eines antiken Gemähldes fanden, welches ein altes Weib vorstellt, die Liebesgötter feil bietet, deren einen sie beym Fittiche hält und ihn zappeln läßt, indem sie auf andre hinzeigt die im Käfichte gefangen sind.

„Ich kenne die Alte!“ rief schalkhaft Kallias, „es ist die Polyhistorey!“ (Vielwisserey) „Sie „handelt auch mit den Musen und mit den Gra„zien, und bietet sie zweymal des Jahres feil!“

5. An einem heitern Abende lag, auf moosigtem Hügel, Sophron mit den jungen Gästen, Kallias, Eumelos und Hilaros. Es duftete rings umher von Rosen und Lilien, von der Roggenblüthe und von gemähetem Grase, von Erdbeeren, von Hinbeeren und von edlem Rheinwein, dessen sie, wie Cicero von weisen Freunden sagt, in kleinen, xenophontischen, thauenden Bechern, mit Mässigkeit kosteten. Ueber einem Hügel des linken Seeufers stralte der Abendsonne scheidender Blick durch die einsame Birke auf das stille Gewässer; in rothem Wiederschein des westlichen Himmels erhuben östlich sich des Gottesackers Eschen um der Kirche Thurn; krause Eichen kränzeten mit ihnen diesen Horizon. Ihnen gegenüber zogen Heerden zur Melkstätte, und rings umher sangen noch der Jahrszeit lezte Nachtigallen am Ufer des Sees und am Bach. Milde Hauche weheten kühle Düfte des thauenden Abends.

6. „Alle Sinne werden hier ergötzet!" rief Hilaros, und hielt die halbgeleerte Flasche in den Abendglanz empor.

7. „Was meinst du, Eumelos" so sagte Kallias, „gewährt das Auge dir in diesem Augenblicke nicht mehr Genuß als das Ohr?"

8. „Wüßtest du, o Sophron!" so nahm Eumelos das Wort, „wüßtest du wie schlau, einem „gewandten Kämpfer gleich, der jeden Vortheil „zu benutzen weiß, Kallias eben izt diese Frage „plözlich auf die Bahn bringt! Schon oft haben er und ich mit einander gestritten über die „Vorzüge der beyden edelsten Sinne, und da „hab ich jedesmal ihm eingeräumt, daß das „Auge uns höheren Naturgenuß gewähre als das „Ohr Izt, da Himmel und Erde, geschmückt „wie Bräutigam und Braut, vor uns erscheinen, mag er sich seines Vortheils wohl triumphirend überheben; aber in stiller Nacht, wenn „unsre Nachtigallen ungestörter singen, würd' ich „vielleicht den Kranz ihm streitig machen."

9. Er redete noch, als sie das liebliche Geschwäz der herannahenden Kinder hörten, und

dann Theophrons Stimme, der herbeykam, geleitet an Theano's Arm. „St!" sagte mit halblauter Stimme Kallias, „nicht von Freuden der „Sinne gesprochen in des blinden Weisen Ge„genwart!"

10. „Warum nicht?" sprach Sophron; „meinest du daß ihm die Erinnerung vergangner Freu„den nicht willkommen sey?" Sophron erzählte seinem Schwäher wovon sie so eben sich unterhalten hatten. Dieser lächelte freundlich über die zarte Besorgniß des Kallias; nicht nur er, auch Theano reizte beide Jünglinge zum Wettkampf, und Eumelos, kühner anizt in Theophrons Nähe, hub zu reden an:

11. „Ich bemerkte vorhin schon" sprah er, „daß dieser Augenblick, in welchem die ganze „Natur sich in ihrer Schöne zeigt, meine Be„hauptung nicht begünstige. Ja, das schwin„dende Licht trift uns mit Rührung des Abschie„des von ihm, und besticht das Urthal. Ich „möchte wohl, o Sophron, von dir, als einem „edlen Kampfrichter verlangen, daß du, wie jene „der Ritterzeit vor dem Kampfe die Sonne theil„ten, so den schönen Himmel theilest zwischen

„mir und Kallias, der, im Schimmer der Abend„röthe glänzend, mir zu trotzen scheint. Aber „ich hoffe von dir, daß du, auf der Wage des „Urtheils jeden Umstand mit Gerechtigkeit erwä„gen werdest.“

12. Indem er so sprach, erhub sich hinter den Eschen des Gottesackers, zwischen leichtem Gewölk, der rothe, volle Mond. Sie schwiegen alle, bis, nach einer Weile, schalkhaft und halb leise Kallias sagte, mit der Hand gegen den Mond gerichtet: „Den soll Sophron doch wohl auch „auf die Wagschal legen?“ Leiser flüsterte Sophron der Theano ins Ohr, und nun begann sie mit ihren ältesten beyden Töchtern, Selma und Dora, unvorbereitet wie Nachtigallen, des grossen Sängers unsterbliches Lied zu singen:

13. „Willkommen, o silberner Mond,
„Schöner, stiller Gefährt der Nacht!
„Du entfliehst, eile nicht, bleib Gedankenfreund!
„Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

„Des Mayes Erwachen ist nur
„Schöner noch wie die Sommernacht,

„Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der
Locke träuft,
„Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.

„Ihr Edleren, ach, es bewächst
„Eure Maale schon ernstes Moos!
„O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
„Sahe sich röthen den Tag, schimmern die
Nacht!"

14. Mit zweifelhaftem Triumphe sah Eumelos den Kallias an, denn wenn Klopstocks lebendiger Rhythmus und Glucks sich ihm anschmiegende Musik, und die schönen weiblichen Stimmen ihn begünstigten, so konnte er sich doch nicht verbergen, daß der ganze herrliche Inhalt Gegenstände des Auges feyerte, durch Erinnerungen des Gesehenen so tief ins Herz drang.

15. Darauf sagte Kallias:

„Die Kraft der Musik in ihren Wirkungen „bestimmen, möchte wohl nicht leicht seyn, denn „ihr Zauber ist für den einen mächtiger als für „den andern. Dennoch glaub ich von uns allen, „auch von dir, Eumelos, sagen zu können, daß „wir den feinsten Genuß des Vergnügens wel-

„ches eben uns gewährt ward, unsern Augen „verdanken.

16. „Denn, ich bitte dich, stelle dir vor, daß „ein Blindgeborner mit uns zugehört, zugleich „aber ein von Geburt an Taubstummer diese klop„stocksche Ode gelesen hätte. Zwar wäre für die„sen der dreyfache Zauber des poetischen Rhyth„mus und der Musik und der holden weiblichen „Stimmen verloren gegangen; aber aufgegangen „wäre vor seiner Seele der auch ihm will„kommne silberne Mond, auch ihm ein „Gedankenfreund! Leicht, auch vor ihm, „wäre dahin gewallet das Gewölk. Vor „dem Blindgebornen aber hüllen Erd' und Him„mel sich in ewige Nacht; ihm schlug nie das „Herz beym Erwachen des Mayes,

„Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
„Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt."

17. „Vergiß nicht, o Kallias" so sprach Eumelos, „daß ich hierin immer mit dir Einer „Meinung war. Der Blindgeborne ist unglück„licher als der Taubstumme, nemlich als ein sol„cher der das Glück hatte unterrichtet zu wer-

„den, welches bey ihm viel schwerer als beym „Blindgebornen ist. Mit den Augen sammlen „wir in der Jugend die reichste Blumenlese der „Ideen. Ob aber der in reifen Jahren Blind„gewordne so viel vermisse wie ein andrer wel„cher taub ward? das ist eine andre Frage.

18. „Wenn, nach dem Glanze der spielen„den Jugend, die reiferen Jahre jedem Seelen„vermögen mehr Kraft und Bestimmung geben; „wenn das Bedürfniß durch die Augen nach äus„sern Gegenständen auszufliegen der Seele nicht „mehr so dringend scheint, als den gesammleten „Vorrath zu ordnen; und sie sich nun weniger „mit dem Thau in den Blumenkelchen als mit „dem Honig in den Zellen beschäftiget; wenn „sie sowohl durch sich mehr verzweigende als durch „mehr verschlungne Verhältnisse mit andren Men„schen geselliger wird; wenn sie die den Men„schen vor allen Thieren verliehene göttliche Gabe „der Sprache täglich mehr anzuwenden, in sich „auszubilden, zu veredlen lernt; dann, o Kal„lias, mein' ich, daß sie lieber das Aug' ent„behren wolle als das Ohr. Selbst eben in so „fern der Sinn des Auges edler ist. Ich erkläre „mich. Durch das Auge saugen wir, vorzüglich

„in der Jugend, (und phantasiereiche Menschen „bleiben in dieser Absicht immer jung) den ge„fälligen, wie viel mehr den entzückenden Ge„genstand, so zu sagen ganz und tief in uns „hinein, am meisten so, wenn der Gegenstand „uns neu ist.

19. „Noch eben sahn wir ja hier die Sonne „untergehn, ein Anblick der jedem Menschen von „gesunder Empfindung jedesmal ans Herz spricht. „Und wie schön ging sie unter! Und in wel„cher Umgebung der Natur und der Freundschaft „sahn wir sie untergehen! Erhöhte nicht die „Empfindung eines jeden zugleich der andern Ge„fühl? Ward nicht ein zwar sprachloser, aber „doch dem innern Ohre hörbarer Chorus von „Empfindungen vernommen? Und dennoch, „Kallias, würket der Nachhall dieses Chors nicht „so lebhaft auf mich wie die Erinnerung Eines „Sonnenuntergangs, den ich im achten Jahre „sah, als meine Eltern mich zum erstenmal auf „das Land brachten. Was ich damals sah, das „gewährt in der Erinnerung noch anizt mir mehr „als gegenwärtiges hinzuzufügen vermögend ist.

20. „Nicht so mit dem Sinne des Gehörs.

„Er ist dürftiger, bedarf daher einer öfteren Be„friedigung. Ich wende mich weg von der Land„schaft; es ist als wendete sie sich mit mir, als „schwebete noch ihr Bild mir vor dem Blick.

21. „Die Nachtigall schweigt, ich vermisse „sie; Theano und ihre Töchter schweigen, und „es verhallet auch dem innern Ohre der Gesang, „und läßt mir die Nacht zurück mit welcher „er schloß.

22. „So wie den ersten Entzückungen des „neuerschaffnen Adam sein Paradies genügete, „bald aber die Stimme der ewigen Liebe sprach:
1. Mos. II, 18. „Es ist nicht gut daß der Mensch allein „sey! und, aus der Ribbe des in Schlummer „Gesunkenen, die vernünftige, theilnehmende, „redende Genossin seiner Gedanken und Empfin„dungen aufsprossen ließ; so scheint manchem „feurigen Knaben die sichtbare, sprachlose Schö„pfung zu genügen; er sehnet sich nach zwang„loser Einsamkeit, weil er mehr der Freiheit als „des Umgangs mit Menschen zu bedürfen scheint; „ihm schmeicheln Vorstellungen von einer roman„tischen Einsiedley, in einem paradiesischen, durch „Oceane von der bekannten Veste getrennten

„Eilande. Robinson wird sein Vorbild und sein „Held. Er findet ihn nicht darum glücklich, daß „er im Schiffbruche dem Untergang entrann, „sondern daß er allein ihm entrann. Aber „dennoch wird bald seine glühende Phantasie „von der Wahrheit beschlichen, und eine Freu„denthrän' entstürzet ihm, wenn Robinson sei„nen Freitag findet, der erst durch Gebehrden, „dann durch Worte sich mit ihm unterhalten kann.

23. „Wenn der Jüngling reifenden Jahren „entgegen blühet, so werden ihm der lebendigen „Wechselrede Gedankentausch, die durch Mitthei„lung sich immer mehr bestimmenden Ideen, „und immer mehr sich erhöhenden Empfindun„gen, die Dolmetschung der Freundschaft und „der Liebe, dringendes und schönes Bedürfniß.

24. „Man hat oft bemerket, daß der Blinde „heiter, der Taube trübe zu seyn pflege. Abge„schieden von den bunten Scenen welche nur zu „oft sich verwirren, senket ein edler Blinder je„nen Blick welcher nicht erblindet in sich selbst, „und verweilt, mit ungestörter Wahl, bey den „durch die Zeit und durch die ihm eigenthüm„liche Lauterkeit gereinigten, veredelten Bildern

„der Vergangenheit. Es ist doch wohl kein Un„gefähr, daß Homer, Ossian und Milton blind „waren; und daß dem blinden Thamyris, und „dem blinden Theiresias, der Wahrheit einhül„lenden Fabel nach, der Blick in die Zukunft „geöfnet ward?"

25. „Ich muß dir ja wohl danken, o Eu„melos," so hub freundlich Theophron an, „daß „du mich nicht nur über den Verlust der Augen „trösten wollen, sondern, am Schlusse deiner „Rede, mit Enthusiasmus von der Blindheit „gesprochen hast. Eh ich indeß dieses Triumphes „mich überhebe, laß uns nun auch hören was „Kallias vorbringen werde."

26. „Feurige Morgenländer" sagte Kallias, „möchten durch die Rede des Eumelos in Ge„fahr kommen sich der Augen zu berauben, um, „durch kräftige Beschwörung, aus dunkler Tiefe, „Göttergestalten aufsteigen zu lassen vor dem innern „Blick, wie Homer und Milton; oder mit Tei„resias den Schleyer zu lüften der die Zukunft deckt.

27. „Man möchte sich wundern, daß er, der „sogar in der von ihm erkannten minderen Voll-

„kommenheit des Gehörsinnes, einen Grund war-
„um man die Blindheit vor der Taubheit wäh-
„len solle, zu finden weiß; man möchte, sag'
„ich, sich wundern, daß er der Gefahren nicht
„erwähnt, die in obhutloser Jugend durch den
„Sinn des Auges uns nachstellen. Aber er ist
„ein Schalk! Mit leisem Fusse ging er dieser
„Rüge vorbey. Denn er weiß am besten welche
„Täuschungen die Rede würket, weiß es, daß
„Odysseus den Reizen der unsterblichen Göttin
„in einer herrlichen Insel widerstand, wiewohl
„sie, welche nicht durch die Wohlgestalt sondern
„durch die Rede des Mannes bethöret ward, in
„einsamer Grotte sich nach ihm sehnte, während
„er, Thränen vergiessend auf das Meer hin-
„schaute, nach seiner steinigten Ithaka verlan-
„gend, und nach seiner sterblichen Penelope.
„Aber eben dieser Odysseus vermochte nicht zu
„widerstehen den Zaubertönen der melodischen
„Sirenen, er winkte den Genossen, denen er
„weißlich, als seine Ohren noch nüchtern waren,
„die ihrigen mit Wachs verkleibet hatte, ihn
„von Banden die er, auf weisen Rath einer
„Göttin um sich hatte schlingen lassen, zu be-
„freyen, und er wäre das Opfer seiner Ohren-
„lust, sammt den ungetäuschten sehenden Gefähr-

„ten worden, hätten nicht diese mit neuen Banden ihn noch fester umwunden. Lehren wolte „der Dichter uns, daß es leichter sey den Eindrücken der Augen widerstehn, als der gefährlichen Rede, die mit Honiglippen auch den „Weisen manchesmal bethört.

28. „So viel hab' ich nur von den Gefahren der Verführung sagen wollen, weil zu oft „dem Sinne des Gesichts vorgeworfen wird, daß „er mehr als die andern bethöre."

29. Sie lächelten. Lächelnd hub Sophron den Finger gegen den spizfindelnden Jüngling auf, und dieser schien erst stillschweigend zu erkennen, daß er wider Ueberzeugung die Gefahren der Rede übertrieben hätte, über die Bethörung der Augen aber zu leicht dahin geglitten wäre. Aber er erholte sich nach kurzem Bedenken, und rügte die öfteren Verletzungen der Wahrheit und der Liebe, deren die rege Zunge sich täglich und vorzüglich in gesellschaftlichen Kreisen so schuldig macht.

30. Es sey, bemerkte Eumelos, dem die Stärke dieser Rüge nicht entging, von Mißbrauch

nicht die Rede. Es gebe Sirenen, aber es geb' auch Musen. Eine Diotima haben den Sokrates in die Geheimnisse der höchsten Weisheit, der himmlischen Liebe, eingewehet; Orpheus habe durch Gesang die Götter des Unterreichs besänftiget, und durch Einen Blick ihre Gunst vereitlet.

31. Theano hielt ihren kleinen Milon auf dem Schooß, spielte mit der Hand in seinen blonden Locken, und sagte: „Der erste Laut des „neugebornen Kindes erfüllt mit Wonne der Mut„ter Herz!“ „Der erste Blick auf das Kind „doch wohl nicht minder?“ sagte Kallias, und Theano gab ihm Recht.

32. So sprachen sie, als Esel, beladen mit Säcken, von der Mühle, auf schmalem Fußsteig, hart an dem Hügel wo die Gesellschaft war, getrieben wurden, und unbemerkt blieben, bis der vorderste stillstand und fürchterlich zu iahnen anfing, so daß der kleine Milon vom Schoosse der Mutter auffuhr, seine Aermchen um ihren Hals schlang, sein Angesicht in ihren Locken verbarg, und sich immer fester an sie schmiegte, als nun, die lange Reihe hinunter, jeder Esel sein iah rief.

33. Lachend, wiewohl nicht ohne sichtbaren Verdruß, sahn die Freunde und Theano sich an; nur Kallias runzelte nicht die Stirn, wartete, mit Ungeduld und mit einigem Triumph, das Jah des lezten Esels ab, und sagte dann:

34. „Hab' ich, wie ihr andern, die Ohren „dieser schrecklichen Musik leyhen müssen, so sind „diese Esel mir doch nicht unwillkommen, sie „bringen Wasser auf meine Mühle."

35. „Ich verstehe dich" rief Eumelos, „aber „was würdest du von mir sagen, wenn ich dem „Auge den Vorwurf machte, daß es uns garstige „Kröten sehen läßt?"

36. „Ich würde sagen," erwiederte Kallias, „daß jeder Sinn unangenehmen Ueberraschungen „unterworfen sey. Aber, wenige Fälle ausge„nommen, steht es dem Auge frey sich dem wi„drigen Gegenstande zu entziehen. Die weise, „mütterliche Vorsehung machte es ihm leicht „auf zwiefache Weise. Sie versah es mit einem „unteren und mit einem oberen Vorhang, deren „Rand sie mit zarten Franzen zierte, und die „wir zuziehen können nach freyer Wilkür, ja die

„unserm Willen zuvorkommend, oft von selbst „sich schliessen, wenn ein widriger Gegenstand „das Auge trift. Wollen wir sie nicht schliessen, „so bedarf es nur, daß wir dem Blick eine an„dre Richtung geben. Dieser Vortheile genies„set das Ohr nicht; wider Willen muß es dienst„bar jeden Laut aufnehmen, das Jahnen des „Esels und die Worte des Schwätzers. Es wäre „noch glücklich, wenn es nur langöhrigten Eseln „diesen Frohn leisten müßte.“

37. Ernsthafter fuhr er nun fort:

„So viel hat Eumelos zugegeben: daß der „Blindgeborne mehr entbehrt als der Taubstumme, „vorzüglich in Absicht auf den Umgang mit der „Natur. Und wer dürfte auch nur Einen Au„genblick daran zweiflen? Wie groß ist aber „dieser Vorzug!“

38. Er hielt ein Weilchen inne.

„Die Fülle des Inhalts macht mich stumm,“ sagte er, „und Ihr, meine Freunde, bedürft „nicht, daß ich Euch, mit ungenügenden Wor„ten, die sanfte Rührung, oder die heitre Freude, „oder den linden Trost, oder das Staunen, oder „die Wonne des Entzückens vor die Erinnerung

„zurückrufe, die Euch so oft, beym Anblick der „Natur, beschlichen, oder durchschauert, gerührt „und beseligt haben. Wie vermöcht' ich, wenn „ich auch meinen Pinsel in jene Abendröthe „tauchte, die Schönheiten zu schildern mit wel„chen Gott die Erd' und das Meer und die Wöl„bung über uns ausschmückte!

39. „Nicht von einzelnen Schönheiten ver„möcht' ich würdig zu reden, noch auch nur zu „lallen von der Harmonie des Ganzen, von die„sem Einklang — darf ich sagen Einschein? „der im Zusammenhang des Ganzen mächtig „waltet und geheimnißvoll!

40. „Der weise Greis welcher uns anhört, „trägt den Himmel im Herzen, und kann den „Anblick der Erde wohl entbehren, aber, an „sich betrachtet, welche Entbehrung!

41. „Und welch eine Aussicht öfnet der ge„stirnte Himmel dem entzückten Geiste! Seht, „da strahlt wie ein Blick der Liebe, aus holden „Erröthungen der Abendstern hervor! Bald wird „die ganze Aue Gottes uns beblümt mit Son„nen seyn!

42. „Dieser Anblick erhub den heiligen Se-
„her über sich selbst. Im erhabnen Gesang den
„die himmlische Begeistrung ihm eingab, huldi-
„get er dem sprachlosen Hymnus der Himmel:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
„Es verkündet die Veste Seiner Hände Werk!
„Ein Tag geußt hin dem andern sein Wort,
„Eine Nacht gibt Kunde der anderen Nacht!
„Da tönt kein Laut der Sprache, doch wo
„Wird nicht gehört ihrer Stimme Wort?
„Ihrer Rede Schall wird vernommen in jedem Land,
„Der Erdkreis hört, von Ende zu End', ihr Wort. Ps. XVIII, 1-5.

43. „Unter allen Sinnen trägt der Sinn des „Auges allein auf seinen Flügeln uns in das „Unendliche. a) Es vernahm kein sterbliches Ohr „den Sphärengesang, aber vor dem Wonneblick „des noch sterblichen Auges ergeußt sich das Licht „von zahllosen Sonnen, deren jede, gleich der

---

a) Nicht im strengsten Sinn muß dieser Ausdruck genommen werden. Die Schöpfung ist nicht unendlich, wahrscheinlich aber den erhabensten Geistern des Himmels Maaß und Zahl übersteigend wie uns. In Absicht auf endliche Wesen darf man die Schöpfung unendlich nennen.

„unsrigen — wer könnte daran zweiflen? — „ihre Wandelsterne und Monde, und Kometen, „und der Kometen, Monde und Wandelsterne „Bewohner, mit ihrem Licht erhellet, und sie „weidet auf bestimmter, kreisender Flur.

44. „Hätte Gott nur einige Menschen mit „dieser Schärfe des Gesichts ausgerüstet, kraft „deren wir viele Tausende jener himmlischen Heer„schaaren schauen, würden dann diese Wenigen „nicht als höhere Wesen uns erscheinen? Als „Herolde des Himmels, den staubbewohnenden „Gästen der Erde gesandt, um an ihre himm„lische Heimat sie zu erinnern?

45. „Viel, sehr viel entbehrt der Taube im „Umgange mit den Menschen! aber der Blinde „nicht auch? Ich gebe zu, daß jener hier öfter „entbehre, viel öfter, daher, ich gesteh es, auch „mehr. Sind aber, im Kreise der Freundschaft, „die Entbehrungen des Blinden nicht so zahl„reich, so sind sie dagegen sehr groß. Welche „Worte haben den Ausdruck des lebendigen Mie„nenspiels im menschlichen Gesicht? Welche „Entschuldigung ist so sühnend wie die Scham„röthe? Reden wallende Röthe und Blässe un-

„vernommen? Welche Klage rührt wie die Thrä„ne? Welche Bitte flehet so beredt wie sie?

46. „Ist nicht der tiefste Schmerz, ist nicht „die höchste Wonne sprachlos? Wollen die Chi„nesen zu erkennen geben, daß sie mehr empfin„den als sie auszudrücken vermögen, so sagen „sie: Zin Zin. Jede Sprache würde des Zin „Zin bedürfen, wenn nicht die Gebehrde, der „Blick, dasjenige worauf das Zin Zin deuten „soll, lebendig darstellten.

47. „Wonach sehnen wir uns mehr wenn wir „getrennt von Geliebten sind, nach ihrer Red „oder nach ihrem Anblick? Der Sprachgebrauch „selbst entscheide! Klagen wir daß wir sie lange „nicht gehört haben? Fragt nicht vielmehr „immer die Sehnsucht: Wann werd' ich den Ge„liebten wiedersehen?

48. „Odysseus will gern sterben, wenn er „nur den Rauch des vaterländischen Bodens soll „aufsteigen sehen; und Klopstock läßt die Engel „im Himmel vom Wiedersehen der Freunde „singen, nicht vom Wiederhören. Die Wie„dervereinigung der Getrennten nennen wir im-

„mer das Wiedersehen. Wir sehnen uns die „geliebten Hingeschiedenen im Himmel wieder„zusehen.

49. „Und die Liebe, ist sie wohl redseliger als „sie schauselig ist? Sammlet sie nicht ihren süs„sesten Honig aus dem glänzenden Thaue feuch„ter Augen?

50. „Die andern Sinne sind der Mitwirkung „mehr oder minder grober Materie unterworfen; „fast geistig ist der Sinn des Auges, ein Ge„spiele des unsichtbaren alles sichtbar machenden „Lichtes! Oftmal weilet noch der scheidende Geist „im Abschied nehmenden oder gen Himmel ge„richteten Auge des Sterbenden; mit befreun„dender Hand welche die gebrochnen Augen zu„drückt, versiegelt der Zurückbleibende die lezte „Empfindung des theuren Genossen, und sieht „ihm mit dem innern Aug' ins bessere Leben „nach, welches wir auch das Reich des Lichtes „nennen."

51. Kallias endigte hier, und fand sich nun in jener Verlegenheit, welche sich bey wohlgearteten Jünglingen durch Schamröthe zu verrathen

pflegt, wenn sie vor Männern etwas mit Nachdruck und mit Feuer ausgeführt haben.

52. So wie, gleich nach dem Streiche des Schwerts das ihn verwundet, in Hitze der Schlacht ein entflammter Krieger kaum Schmerzen fühlt, ihn aber nachher, wenn das warme Blut nicht mehr aus der Wunde rieselt, Schmerz und Schwäche befallen, so saß Kallias, nachdem er lebhaft geredet hatte, in verschämter Verlegenheit nun da.

53. Theano sann mit stiller Rührung auf ihren Vater blickend. Die Jünglinge besorgten nun, das Gespräch möge, in Absicht auf den blinden Greis doch wohl unzeitig gewesen seyn, und schwiegen, in edlem Mitgefühle der Verlegenheit des Kallias. Es war ihnen nicht ganz wohl.

54. So wie, als die Abendröthe falber, und die ganze Landschaft in trübere Schleyer gehüllet ward, der Abendstern in lauterm Aether immer heller strahlte; so ward in der still gewordnen, sinnigen Umgebung der Freunde, das heitre Antliz des Theophron immer freudiger, seli-

ger, und wie von einer innern Sonne immer mehr verklärt. So schwebete dir, unsterblicher Rafael, das Ideal des begeisterten, blinden Mäoniden vor, eh du ihn darstelltest auf deinem Parnaß, umringt von deines Vaterlandes Dichtern und von Sängern der grauen Vorzeit.

55. Theano laß viel von den Empfindungen des Vaters auf seinem edlen Angesicht. Sie faßte eine seiner Hände, hielt sie zwischen den ihrigen, küßte sie, neigete sich sanft zu ihm hinüber und flüsterte: „Vater, gewähre den Jüng„lingen Einen Blick in die stille, lautre Tiefe „deines Herzens!“

56. Er kam, wie erwachend, zu sich selbst; aus gewölbter Brust drängte sich ein langer Athemzug herauf, er richtete das Haupt empor, und sagte:

57. „Gern hört' ich Euch, Ihr lieben Jüng„linge, von den Freuden reden welche Aug' und „Ohr in viel reicherm Maaß uns schenken als „die andern Sinne, die doch auch der dankba„ren Erwähnung würdig sind, mit welcher Ihr „im Vorbeygehn ihrer gedachtet.

58. „Meine Theano will nun ihren alten „blinden Vater auf die Bahn der Rede führen. „Ich soll mit Euch muntern Jünglingen wetei- „fern. Das will sie! Was bleibt mir denn übrig, „als die Freuden der Blindheit anpreisen?

59. „Was sie den welchen sie umschattet zu „entbehren zwingt, das wißt Ihr; von ihrer küh- „lenden Umschattung möcht' ich ein Wörtchen sagen.

60. „Wann das Licht des Tages sich verbor- „gen hat, so gehen Sterne vor uns auf; wie „wenn nun auch, nach erloschnem Licht der Au- „gen, manches Licht aus höherer Welt desto sicht- „barer an innerm Horizon sich erhübe? Wo ich „nicht irre, so ahnd' ich, seitdem ich blind ward, „etwas von einem Zustande höherer Beschauung, „den die Absonderung von der Sinnenwelt, in „welcher vorzüglich das Auge waltet, allerdings „bey einigen befördern kann.

61. „Du ahndest Ahndungen! werdet Ihr „vielleicht sagen; nicht etwa manchmal mehr als „Ahndungen? Wär' es aber auch so, so wür- „den doch auch diese mir werth seyn. Deutet „nicht auch der Schatten des Rauches auf Licht?

62. „Hier ist aber mehr als Rauch und „Schatten. —

63. „Seht, lieben Jünglinge, es ging mir „zu lang wie es manchen Kindern geht, denen „der Vater, ihnen Lust zum Lesen zu geben, ein „schönes Bilderbuch schenket. Sie blättern viel „in den Bildern, und versäumen den Inhalt, „auf den jene sich beziehen. Ich ward bekannt „mit der herrlichen, sichtbaren Natur, und blieb „mir selbst ein verschloßnes Buch.

64. „Es ist wohl etwas an dem was Eume- „los sagte. Homer, Ossian und Milton moch- „ten vielleicht ihrer Blindheit viel zu verdanken „haben. Freilich wären sie, ohne blind zu wer- „den, grosse Dichter gewesen, und mit welchem „Blick der Liebe hatten sie die Natur ergriffen „eh die Nacht der Blindheit sie umzog! Aber „es gibt eine Zeit für das Einsammlen von „Aussen her, und eine Zeit für das Ordnen, „für das Sammlen eigner Kräfte, für diesen „Zustand der Seele den wir auch Sammlung „nennen, und diesem ist die Blindheit wahrlich „nicht ungünstig.

64. „Dem Geräusche der Welt können wir „manchmal entgehen. Im einsamen Thale wird „das Ohr nicht betäubt; hören wir auch den rie- „selnden Quell, oder den Gesang der Vögel, „oder das rauschende Meer, oder in Wipfeln „des Waldes den Wind, so begünstigen diese „sprachlosen Stimmen das Nachsinnen mehr als „sie es stören.

65. „Nicht immer so mit den Gegenständen „des Gesichts. Dieser edelste Sinn, der fast „geistiger Natur ist, wie Kallias mit Wahrheit „sagt, ist ein so mächtiger Satrap in dem Rei- „che das von der Seele soll beherrschet werden, „hat so sehr zu jeder Stunde freyen Zutrit, ist „bald so unterrichtend, bald so unterhaltend und „ergötzend, daß sie ihm, auch wenn sie solte, „die Thüre weder weisen kann noch weisen mag. „Er fügt sich ihren Neigungen. Bald ist er ein „Herold Gottes an sie, ein Dolmetscher Seiner „sichtbaren Herrlichkeit, wie wir in unserm Stau- „be hienieden den äussersten Saum Seines Ge- „wandes nennen; bald führt er ihr eitlen Tand „zu. Er ist ihr Erzieher, ihr Lehrer, ihrer Ge- „schäfte und ihrer Ergötzungen Genoß, redet „bald der Weisheit, bald der Thorheit das Wort.

„Das Talent sich nothwendig zu machen ist ihm „vorzüglich eigen. Gleich andern Fürsten ent„gehet die Seele selten der Gefahr nur durch „des Lieblings Blick zu sehen.

66. „Durch die Schriftzeichen hat er mäch„tig eingegriffen in die Rechte des Gehörs, und „übet seitdem mit diesem im Gebiete der Spra„che fast gleiche Macht.

67. „Die weise Natur, welche ihn so weit „vor den andern Sinnen begünstigte, schien Ein„halt thun zu wollen dem Flatterer, durch täg„lich wiederkehrende Schatten der Nacht, die „ihm das Irdische verhüllen, und den Himmel „ihm öfnen. Aber ein Schalk und vermessen „wie Prometheus, zündete er am Strahl des „Himmels seine irdischen Kerzen an.

68. „Ein arabisches Sprüchwort sagt: Wann „die Sonne untergeht, so gehet der Stern der „Poesie auf. Es gibt aber eine Begeistrung, „meine Freunde, die des Rhythmus nicht bedarf, „mit der Phantasie nicht buhlt, sich durch Sprache „nicht fesseln läßt.

69. „Sokrates kannte sie. Er sagt, im Gast-
„mahle des Platon, Der Blick des Geistes beginnt
„erst dann scharf zu sehen, wenn die Kraft der
„leiblichen Augen abzunehmen anfängt. Wer in
„Beherrschung der Sinnlichkeit so groß geworden
„wie Sokrates, der, in tiefe Betrachtung ver-
„loren, eine ganze Nacht unter freyem Him-
„mel stehn blieb, für den die Zeit selbst, gleich
„der kreisenden Erde, scheinbar still stand; wer
„so wie Sokrates auf Stufen mannigfaltiger
„Erscheinungen, erst sichtbarer, dann geistiger
„Schönheiten, zum gestaltlosen, farbenlosen,
„wechsellosen Wesen der Urschöne emporzuklim-
„men strebte, der bedurfte nicht der Augen be-
„raubt zu werden, die ihm unterthan waren wie
„die jedes Befehls gewärtige Hand, wie der
„dienstbare Fuß.

70. „Gemeine Erfahrungen zeigen zu wel-
„chen ausserordentlichen Geschicklichkeiten Men-
„schen nach dem Verluste des Gesichts gelang-
„ten. Manchmal ersezt das verfeinte Gefühl,
„manchmal das geschärfte Urtheil die erloschne
„Sehe. Chardin fand persische Prinzen, denen
„die Augen ausgestochen worden, mit Verferti-
„gung von Uhren beschäftiget, und so geübt in

„Beurtheilung derselben, daß sie nach Betastung
„verschiedner Werke, die er ihnen vorhielt, die
„guten von den schlechten richtig unterschieden.
„Franz Huber, ein Blinder in der Schweiz,
„beobachtete durch den achtsamen Blick eines
„Bedienten, die wundervolle Haushaltung der
„Bienen, und entdeckte, nach dem Zeugnisse
„des weisen Bonnet, mehr als frühere Natur-
„kundige vor ihm bemerket hatten. Mit eben
„so grossem, mehr natürlichen Erfolge, haben
„andre Blinde nicht so wohl gesucht den Sinn
„des Gesichts zu ersetzen, als die andern Sinne
„in der ihnen eigenthümlichen Sphäre zu ver-
„vollkommnen. Und woher ihr oft erstaunens-
„würdiger Erfolg? Sie waren gesammlet, würk-
„ten ungestörter, kräftiger.

71. „Ist es nicht natürlich, daß vorzüglich
„die Kräfte der Seele, gegen welche die Sinne
„so oft sich empören, freyer werden, wenn der
„mächtigste Sinn ruhet, weil er ruhen muß?
„Wenn Nacht und Einsamkeit, diese ernsten
„Schwestern, den befreundeten Denker in die
„Schatten ihrer stillen Halle, an den tiefen Born
„der Betrachtung führen?

72. „Woher erklären wir die dem Blinden „nicht selten beywohnende Heiterkeit? Unbe„greiflich wäre sie, ohne Ersaz für den Ver„lust des reichsten und edelsten Sinnes.

73. „Ich habe wohl ehmals geglaubt, daß „diese Heiterkeit erzwungen, eine Frucht der „Gefälligkeit wäre, zu welcher der arme Hülf„lose weit mehr als der Taube von andern Men„schen abhängige, sich schmiegen müsse; daß sein „Lächeln Larve des verhaltnen Jammers wäre; „aber nein, Lustigkeit kann erzwungen, Mun„terkeit kann angestellt werden, nicht aber Hei„terkeit, sie die Feindin des Zwangs, der Wahr„heit Gespielin.

74. „Eine Göttin nahm dem Teiresias, weil „er vorwitzig gewesen, das Gesicht; darauf gab „ein Gott ihm die Gabe der Weissagung. Es „ist Sinn in dieser Fabel, meine Freunde! Stille „Einsamkeit, Harmonie im Innern erhöhen die „Kräfte des Geistes.

75. „Abgeschieden vom schönsten Theile der „Sinnenwelt entsetzet sich zuerst der Mensch. „Verwöhnt durch Einwürkung des Sichtbaren

„und durch Gegenwürkung auf dasselbe, erscheint „er sich wie eine Leier deren Saiten gesprengt „worden. Nach und nach kehrt er ein in sich „selbst; er gewöhnt sich an das Unsichtbare, wird „vertraut mit dem zuvor fast unbekannten Selbst, „er ahndet neue Kräfte, sie erwachen, er lebt „neues Leben! Nur dem Scheine nach ist er „hülflos nun, weniger als je zuvor; denn nur „das Sichtbare täuschet, und das Aeussere ist „nicht unser; das Unsichtbare täuschet nicht, und „im Innern lebt das wahre Ich.

76. „Gehet in diesem Innern ihm nun die „Sonne der Geister auf, so erhellet ihn der „Wahrheit Licht, so durchglühet ihn der Liebe „Feuer. Ueber ihm wölbet dann sich eine neue „Veste; neue Sternenhimmel gehen ihm auf, „und auch diese Himmel erzählen die Ehre Got- „tes! Es verkündet auch diese Veste Seiner
Ps. XVIII. „Hände Werk! . . . . Auch da tönt kein Laut „der Sprache, aber Urharmonien tönen und Ur- „licht strahlt, mit diesen vereint, zu Einer Feyer, „in jenem innern, dem Geiste Gottes geweyhe- „ten Tempel, dem Geiste, der auf nächtlichen
1. Mos. I, 2. „Wassern allbelebend schwebet, und Der die Woh- „nung eines Ihm geweyheten, reinen Herzens liebt.

77. „Der heilige Dichter beginnet seinen Lob-„gesang mit dem Sichtbaren. Sein erster Schwung „in das Heiligthum des göttlichen Preises, hebt „ihn in die bestirnten Himmel. Sie erzählen, „er erstaunt. Aber den glühenden Durst seiner „Seele, die, wie der Hirsch nach der Quelle, „nach ihrem Gotte schreyt, löschen die Himmel „nicht. Er findet Labsal im Gesetze des HErrn; Ps. XVIII. Ps. XLI, 1.

„Die Gebote des HErrn sind gerecht, sie erfreuen das Herz,
„Seine Befehle sind hell wie Licht, sie erleuchten den Blick . . Ps. XVIII, 9.

. . . .

„Köstlicher sind sie als Gold und als feines Gold,
„Wie der Honig süß, und wie Honigseim! — 11.

78. „Genüget ihm nun? Den Unsichtbaren, „Ihn, in Dem wir leben, uns regen „und sind, Ihn findet er nicht ganz in der „sichtbaren Schöpfung, die nur Sein Herold ist. „Sein Gesez erleuchtet ihm die Augen, „reiniget die innere Sehe. Ihn Selbst findet „er in seinem Herzen. Da findet er Ihn, wie „Elias, nicht im bergezerreissenden, fel-„senzertrümmernden Sturm Ihn fand; Ap. Gesch. XVII, 28.

„er findet Ihn wie Elias in sanftem lei-
3.Kön.XIX 11 — 13. „sen Gesäusel, und verhüllet sein An-
„gesicht. — Ja er findet Ihn, er redet mit
„Ihm, gleich Moses, wie ein Freund mit dem
2. Mos. XXXIII, 11. „Freunde redet.

79. „Es gefalle Dir, so beschließt er den Psalm,
„Es gefalle Dir, o HErr, meines Mundes Wort,
„Meines Herzens Gespräch finde Huld vor Dir!
Ps. XVIII, 15, 16. „O HErr, mein Fels, mein Erlöser Du!"

80. Theophron schwieg. Seine Lippen blieben halbgeöfnet, ein Weilchen schwieg er, versunken in davidische Empfindungen; richtete dann, wiewohl er den Himmel nicht sah, das Haupt empor, und sprach mit der Entzückung des gesalbten Sehers:

„Bey Dir ist die Quelle des Lebens,
Ps. XXXV, 10. „In Deinem Lichte sehen wir das Licht!"

81. Er erhub sich; alle machten nun sich auf; sinnend und selig walleten sie heim, vom Monde beschienen, unter Nachtigallgesang.

Ueber unsere Sprache.

Ueber unsere Sprache.

So wie die Gabe der Sprache, welche die junge Menschheit bey ihrem Entstehen aus den Händen Gottes empfing, den Menschen am kenntlichsten von seinen lebendigen aber vernunftlosen Mitbewohnern des Erdkreises unterscheidet; so unterscheiden sich auch vorzüglich durch die verschiedenen Sprachen die Völker der Menschen, welche daher das früh bevölkerte Morgenland nach Zungen, wie nach Stämmen ordnete.

Die Göttlichkeit des in der Sprache verliehenen Geschenks, erhellet nicht nur aus ihrem Werthe für uns, sondern auch aus etwas offenbar wunderbarem, welches nicht allein bey Verleihung der ersten Sprache, sondern auch im Entstehen aller Sprachen statt fand, und, auf

gewisse Weise, bey jedem Kinde auf erstaunenswürdige Weise wiederholt wird.

Ein einziges Volk ausgenommen, welches von Anbeginn an, auf ganz eigenthümliche Weise von der Vorsehung geleitet ward, können wir allen Nationen, bis auf einen Zustand der Kindheit, mehrentheils noch roher Kindheit, nachspüren; niemals sie in einem Zustande der Unmündigkeit antreffen. Jede ihrer Sprachen trägt das eigenthümliche Gepräge des göttlichen an sich, welches darin besteht, daß es sich mit kräftigem Bildungstriebe aus lebendigem Keim organisch entwickele; sich entwickele nach einer Richtschnur, deren Weisheit der forschende Weise nicht genug bewundern kann, welche also gewiß nicht von Barbaren gezogen ward; wie denn überhaupt die Vorstellung jeder willkürlichen Verabredung zur Rede, einen lächerlichen Widerspruch mit sich selbst enthält.

Aehnliches werden wir gewahr beym Kinde. Indeß die Fähigkeit, aus verschiedenen einzelnen Wahrnehmungen zu allgemeinen Begriffen zu gelangen, noch bey ihm im Keime schlummert, und befangen von umgebender, bunter, mit allem

Zauber der Neuheit wirkender Sinnenwelt, das Kind, in seinem beschränkten Thun, dem Thiere noch so ähnlich, nur Eindrücken von aussen her, dazu sinnlichen Eindrücken offen scheint, erlernt es gleichwohl, ohne inne zu werden, daß es lerne, die Sprache, und weiß bald, durch wohl angewandten Gebrauch von Worten, welche allgemeine, ja sehr abgezogne Begriffe ausdrücken, deren es gleichwohl noch unfähig ist, sich verständlich zu machen, und das auf eine Weise, über die wir staunen müssen, und deren Unmöglichkeit sehr erweißbar, ja keines Erweises zu bedürfen scheinen würde, wenn nicht die tägliche Erfahrung uns die Wirklichkeit derselben lehrte.

Dieses Wunderbare sollte gleichwohl uns nicht befremden, denn der Finger Gottes, wir mögen ihn erkennen oder nicht, ist bey allem, was wir thun. Unser ist das Wollen, dessen wir uns bewußt sind; die Weise, wie wir unsern Willen ausführen, liegt ausser unserer Kunde. Jede, auch noch so willkürliche Bewegung unserer Hand, jeder Schritt unsers Fusses, erfolgt auf eine uns unbegreifliche Weise. Jede dieser Bewegungen sezt die Anwendung eines so schnellen als wirksamen Mechanismus voraus, von welchem we-

nige Menschen auch nur einen unvollkommenen Begriff haben, und nicht Einer einen vollkommenen.

Und hätten wir ihn auch alle, so würde es doch hienieden uns immer unerklärbar bleiben, wie der blosse Wunsch — ein Gedanke — die Werkzeuge unsers Leibes in Bewegung setzen könne. Kennten wir den Bau unsers Leibes, wie ein Meister sein Werk, so würden wir uns dennoch, ohne jenen Finger Gottes, beym Wunsche der Anwendung unserer Kenntniß, in der Verlegenheit des Archimedes finden, der die Erde mit Hebeln bewegen wollte, wenn ihm ein Standort, auf die Erde zu wirken, vergönnet würde.

Zwar ein solcher Standort, aus welchem Hebel an die Erde gesetzet würden, liesse sich in einer Feenwelt denken, aber wer vermag sich einen Begriff zu machen von der Wirkung des geistigen Willens auf die Glieder des Leibes; und vorzüglich auf die organischen Werkzeuge der Sprache, welche, so vielfältig zusammengesezt, so schnell zusammen wirken, und deren Wirkung so mannichfaltig, als erstaunlich ist?

Diese tägliche und wunderbare Erscheinung ist unsrer tiefsten Betrachtung werth; sie gibt offenbares Zeugniß von Beywohnung des Göttlichen in uns; sie zeigt uns von allen Seiten die kräftig in uns wirkende göttliche Kraft, das praesens numen.

Je älter die Sprachen sind, desto ungemischter; desto mehr haben sie auch reine Organisation, desto mehr Leben, Kraft und Schwung. In solchen kann man fast alle Worte auf Stammworte zurückführen, und von duftender Wipfelblüthe des geistigen Sinnes, zwischen glänzendem Laube bildlicher Worte, zurückgehen auf die sinnliche Bedeutung, und so vom Zweige zum Aste, dann längs dem Stamme bis zur Wurzel gelangen. In solchen Sprachen sind die bildlichen Ausdrücke voll Lebens, weil der Hörer sogleich an die erste, sinnliche Bedeutung des Wortes erinnert wird, und dadurch die Phantasie, die sonst oft den Verstand stört, veranlaßt wird, ihm die Vorstellung des Uebersinnlichen zu erleichtern.

In gemischten Sprachen fehlt sehr oft dieses Leben, und das Gedächtniß wird überladen mit

bedeutungslosen Worten, die aus einer andern Sprache, in welcher sie Leben hatten, als seelenlose Mumien hinübergeschleppt worden. Die französische Sprache hat viele todte Worte dieser Art; und in der englischen wimmelt es von solchen; die schöne italiänische hat gleichwohl durch Einmischung des Gothischen, deren nicht wenige; dasselbe muß statt finden im Spanischen und im Portugiesischen. In minderem Grade trift man es an in den skandinavischen Sprachen, doch haben auch sie solcher todten Worte mehr, als wir, weil, bey Odins Eroberung von Skandinavien, die nordischen Reiche einen nicht geringen Zusaz von asiatischer Sprache in die ihrige aufnahmen.

Einige Beyspiele von solchen Worten, die ich todte nenne, werden die Sache deutlich machen. The Heaven heißt auf Englisch der Himmel; daher, nach lebendiger Ableitung, heavenly himmlisch. Aber celestial heißt auch himmlisch. Es ist das lateinische coelestis. Im Latein hat es Leben, denn es kommt her von coelum, der Himmel. Da aber dieses Hauptwort nicht ins Englische aufgenommen ward, so ist das viersylbige Beywort eine Mumie, welche

weder die Phantasie, noch die Empfindung anspricht, deren Namen uns das Gedächtniß erzählt. Das englische Beywort lunar (mondlich) hat seine Wurzel im Latein; so auch mortal, tödtlich; der Mond heißt the moon, und the death der Tod. Das französische passion ist lebendig, denn es kommt von patir, leiden, und diese Ableitung ist, wie die des deutschen Wortes Leidenschaft, von tiefem Sinne. Aber das englische passion steht ohne heimische Wurzel, also verdorret, da. Noch schlimmer ist es, wenn Zeitworte, welche, weil sie Handlungen ausdrücken, des Lebens vorzüglich bedürfen, todte Worte sind. Solcher haben aber die Franzosen sehr viele, die Engländer noch mehr.

Unter den Sprachen Europens hat keine so wenige solcher todten Worte, wie die unsrige, welche voll warmen Lebens ist. Welchen Vorzug gibt ihr dieses Leben, an Klarheit des Begriffs, an Innigkeit der Empfindung, an nicht verfehlter, und schneller Wirkung auf beyde!

Alle selbstständige Sprachen sind reich an nachahmenden Worten, das heißt, an solchen, welche, sey es durch den Laut, sey es durch

Länge oder Kürze der Sylben, den Gegenstand, den sie bezeichnen, lebendig ausdrücken. Die in jeder Absicht wunderschöne griechische Sprache, hat auch diese Schönheit in hohem, vielleicht im höchsten Grade. Ihre nicht jüngere Schwester, die unsrige, hat sie auch. Donner, Blitz, Sonne, Mond, Schimmer, Wonne, Gram, Ruhe, Graun, Woge, Wölbung, Gesang, Wonnegesang; schroff, jäh, hell, dunkel, schnell, langsam, rasch, toll; schwingen, zittern, erschüttern, beben, wanken, schwanken, rauschen, rasseln, prasseln, lispeln, flüstern, rollen, sinken, schwinden; unter vielen Tausenden wählte ich nur diese.

Man wirft unserer Sprache Härte vor; aber, zu geschweigen, daß ihr manches als Härte angerechnet wird, was man als ausdrucksvolle Stärke preisen sollte, so wird es doch wohl, dünket mich, weder den Engländern mit ihrem Zischlaute, noch den Franzosen mit ihrem Nasenton wohl anstehen, unsern vermeinten Mangel des Wohllauts zu rügen. Den Italiänern, Spaniern, Portugiesen müssen wir wohl den Vorzug des Wohllauts einräumen; aber wie sehr wird dieser im Deutschen ersezt durch bestimm-

tes Maaß unsrer langen und kurzen Sylben, welches unserer Sprache und ihren Schwestern, den skandinavischen und der holländischen, vor allen andern izt lebenden Sprachen, wo ich nicht irre, gewiß vor der französischen, englischen, italiänischen, spanischen und portugiesischen, einen dreyfachen, unschätzbaren Vorzug, für das Ohr, für den Verstand, und für die Empfindung gibt.

Mit Recht sagt Klopstock:
„Wohllaut gefällt, Bewegung noch mehr!"

Jene oben genannte Sprachen haben fast keine Bewegung (fast keinen Rhythmus), weil sie theils unbestimmtes, theils so schwach bestimmtes Maaß der Sylben haben, daß ihre Dichter die Sylben zählen, fast unbekümmert, wo die längere stehe, wo die kürzere. Sie entbehren daher des Reims nicht gern, und die Franzosen können ihn, wie es scheint, nicht entbehren, da hingegen einige Engländer, so mangelhaft der Rhythmus ihrer Sprache auch ist, doch die Fessel des Reims abwarfen. Schon Shakespeare oft; dann Milton. Wer könnte sich auch sein göttliches Gedicht in Reimen denken? Einige neuere Italiäner legten auch den Reim ab.

Der wohl angebrachte Reim gibt Ohren, die sich daran gewöhnt haben, einigen, aber doch schwachen Ersatz für den viel edleren, aus dem Herzen der Natur genommenen, lebendigen Ausdruck, des die Empfindung begleitenden und darstellenden Rhythmus. Die Leidenschaft spricht immer in Rhythmus, der Reim ist ihr fremd.

Dennoch hat auch der Reim eine ihm eigenthümliche Grazie, aber eine dienende Grazie, die der Poesie wohl manchmal eine Zier anlegen darf, aber nicht ihre Herzensfreundin wird, da sie an ihren Empfindungen wenigen Antheil nimmt. Die höhere Grazie des Rhythmus ist aber mit der Poesie Ein Herz und Eine Seele, ist wie sie, Tochter der Natur; sie sind Zwillingsschwestern.

Da es aber freilich mehr natürlichen Mitgefühls von Seiten des Hörers erfodert, sich hinreissen zu lassen von der lebendigen Empfindung, die der Rhythmus gewährt, als mit Vergnügen den Reim zu hören, so möchte dieser wohl immer die größte Zahl von Liebhabern finden. Er, der es mit gezählten Sylben zu thun hat, mag sich denn auch der Zahl seiner Lieb-

haber erfreuen. Der Rhythmus wird die seinigen wägen, wie er die Sylben wägt.

In Vergleichung mit dem griechischen und lateinischen haben der deutsche, der ihm gleiche skandinavische, und der holländische Rhythmus einen weit kleineren Umfang. Der griechische Dichter kann eine viel größere Zahl von langen Sylben ununterbrochen an einander reihen; so auch von kurzen. Der Grieche gibt daher seinen lyrischen Gedichten eine weit größere Mannichfaltigkeit des Rhythmus, als wir den unsrigen geben können. Aber dieser Vortheil ist nicht so groß, als er wohl scheinen mag, und ich werde bald von einem Vortheile reden, den unser Sylbengesez uns gibt, durch welchen jener mehr als aufgewogen wird.

Soll die Wirkung des lyrischen Rhythmus auf das Ohr, oder vielmehr durch dieses auf die Empfindung erreicht werden, so muß in Versarten, welche aus sich gleichen Theilen (Strophen) bestehen, das Ohr jeden dieser Theile als ein solches umfassen; nicht als ob jeder Hörer zu wissen bedürfte, wie der Rhythmus wirke, aber so, daß dieser seine Wirkung an ihm nicht verfehle.

Pindars Siegshymnen, die Chöre der griechischen Tragiker, und des Komikers Aristophanes, bestehen aus Haupttheilen, deren jeder Eine Strophe, Eine Gegenstrophe, und einen dritten Theil hat, den die Alten Epodos *) nannten. Den aus diesen drey Theilen bestehenden Haupttheil nannten sie Systema. Manche Strophe besteht aus neunzehn Versen. Strophe und Gegenstrophe haben völlig gleichen Rhythmus. Nicht so der Epodos, welcher einige Verse weniger hat, und dessen Rhythmus, nach fein empfundener Wahl, von dem der Strophen abwich, um mit ihnen einen desto mehr harmonischen Haupttheil des Ganzen zu bilden. Ein solcher Haupttheil besteht also manchmal aus etlichen und funfzig Versen.

Man sieht leicht ein, wie schwer, ja wie unmöglich die Foderung an das Ohr scheinen müsse, den Rhythmus eines ganzen Systema so zu umfassen, daß es dessen Schönheit genießen, und sich diesen Genuß durch Wiederholung der

*) Epodos, zutönend, harmonirend mit den Strophen. So sagt Euripides Ἑκαβ. 1271 — 72 ὄνομα μορφῆς ἐπῳδόν; ein Name, der mit der Gestalt übereinstimmt.

Melodie in den folgenden Systemen, könnte erhöhen lassen. Aber dieser Foderung Genüge zu thun, ward dem Hörer, der zugleich Zuschauer war, erleichtert. Tanz und Gesang begleiteten den Rhythmus des Gedichtes. Denn diese Hymnen und Chöre wurden öffentlich aufgeführt. Bey der Strophe (Wendung) bewegten sich die Sänger des halben Reigens von der Rechten zur Linken, mit rhythmischem Schritt, bis zur Mitte der Bühne, mit Anspielung auf den Lauf der Wandelsterne, zu denen die Sonne gerechnet ward. Bey der Gegenstrophe (Gegenwendung) ging die andere Hälfte des Chors, gleichfalls in rhythmischem Schritt, zur Mitte der Bühne, von der Linken zur Rechten, anspielend auf den vermeynten Gang des ganzen Himmels, von Abend gen Morgen; und dann sang, deutend auf die Erde, welche man sich im Mittelpunkte der Welt dachte, der ganze in der Mitte der Bühne stehende Reigen den Epodos, den man den Standgesang nennen könnte.

Also, unterstützt von Tanz — jeder rhythmische Schritt ist Tanz — von Gesang, wahrscheinlich auch von begleitendem Tonspiel der Hand und des Hauches, erhielt der Rhythmus

des lyrischen Gedichts eine so eindringende Wirkung, daß ihn ein nicht ungeübtes Ohr umfassen konnte; desto besser, wenn der Hymnus lang war, und also viele Systemen enthielt, und mit immer mehr erfaßter Melodie das hohe Vergnügen des Rhythmus immer zunahm.

Ich will nicht sagen, daß nicht auch ohne Begleitung von Tanz und Gesang, diese Hymnen dem Leser, auch durch ihren herrlichen Rhythmus, der bey jedem wahren Dichter immer voll lebendigen Ausdrucks ist, einen hohen Genuß gewährten; aber dieser Genuß ging mehr hervor aus den einzelnen schönen Theilen, als aus der Allschöne des Ganzen, welches, wo ich nicht irre, zu zusammen gesezt war, als daß es ohne begleitenden Gesang und Tanz hätte können umfasset werden. Es ist mir nicht ausgemacht, daß der Leser solcher Hymnen einen höheren Genuß sollte gehabt haben, als der Deutsche bey Strophen deutscher Oden, deren Melodie er ganz umfaßt, empfindet; oder als der Grieche und der Deutsche bey gesezlosen, feurigen Dithyramben empfand und empfindet, in denen der Dichter, vom Strome der Begeisterung, wie Orpheus Haupt von Fluten des Hebrus hingerissen,

keinem Gesetze eines bestimmten Rhythmus folgt, sondern die Leidenschaft allein walten läßt, welche immer in Rhythmus spricht, und ungestört im besten, weil ihr eigenthümlichen. Im Reiche der Poesie waltet die Leidenschaft, und Rhythmus ist ihr Ausdruck.

Die Begeisterung kennet kein Gesez, aber ihre Art und Weise zu handeln wird Gesez.

Für die dithyrambische Poesie, von welcher, da Pindars Dithyramben verloren gingen, die Alten uns kein Muster ließen, möchten wir ohne Zweifel die grössere Mannichfaltigkeit der griechischen Rhythmen vermissen; aber viel zu theuer würden wir gleichwohl, wenn es möglich wäre, diesen Vortheil erkaufen, da er nicht ohne Aufopferung der schönsten Eigenthümlichkeit unserer Sprache — welche doch die skandinavischen und die holländische mit ihr gemein haben — erkaufet werden könnte.

In unserer Sprache, und in ihren so eben genannten Schwestern — ist jedes Hauptwort, jedes Beywort, jedes Zeitwort, wenn es einsylbig ist, eine lange Sylbe. Mānn, gūt, thūn.

Jede Sylbe, welche nur Zufälligkeiten der Zeit, der Bedingung, der Zahl, des Geschlechts u. s. w. bezeichnet, ist kurz. Die Hauptsylbe, auf welcher der Begriff beruhet, bleibt immer lang. Des Mannes, die Männer; des guten, die guten; gethan. Sind Hauptwort, Beywort, oder Zeitwort mehrsylbig, so ist die Hauptsylbe, auf welcher der Begriff beruhet, immer lang; die andern sind kurz. Die Tugend, die Jugend, der Löwe; jugendlich, taugen. Alle einsylbigen Bindewörter — und die meisten sind einsylbig — sind kurz. Ausgenommen, — und diese Ausnahme zeugt von dem tiefen Sinne des Gesetzes — jede Sylbe, auf welcher wir, des Sinnes wegen, einen Nachdruck legen. Diese wird sogleich lang, sey sie auch ein sonst unbedeutendes Bindewort, oder ein Artikel.

Gibt ein gefälliger, die Empfindung nachahmender Rhythmus der Prose und dem Gedicht Anmuth und Lebhaftigkeit; so ist diese Eigenschaft unserer Sprache, welche uns bey jeder Sylbe, die einen Begriff ausdrückt, verweilen, über jede andre aber, welche nur Zufälligkeiten der Zeit, der Zahl, der Personen u. s. w. anzeigt, hinweg eilen läßt, diese Eigenschaft unse-

rer Sprache, sage ich, ist das Leben selbst! Sie gibt ihr eine Vernunftmässigkeit, die dem Philosophen, einen Ausdruck der Empfindung, die dem Dichter unschäzbar sind! Ich weiß nicht, ob irgend ein Vorzug der griechischen oder römischen Sprache diesem Vorzuge der unsrigen gleich komme. Wie oft gleitet in jenen die Zunge über die bedeutungsvollen kurzen Worte eilend dahin, und verweilet bey den langen, unbedeutenden Bindeworten oder dem Artikel, oder den Sylben, welche nur Zufälligkeiten eines Zeitworts anzeigen, dessen Hauptbegriff eine kurze Sylbe ausdrückt?

Wie vieles hätte ich noch vom Reichthum, von der Geschmeidigkeit, von der Fruchtbarkeit, von der Bedeutsamkeit, von der Zweydeutungslosigkeit, von dem in ihr enthaltenen tiefen Sinne, von der Kraft, von der Keuschheit, von der innigen Herzlichkeit unserer herrlichen Sprache zu sagen! Wie erhebt sie vor den andern Sprachen Europens, nach jedem Wettlaufe, ihr Haupt; es sey, daß man deutsche Uebersetzungen von Schriften der Alten, mit den Uebersetzungen eben dieser Alten in anderen Sprachen vergleiche, oder daß man deutsche Uebersetzungen aus

den lebenden Sprachen mit Uebersetzungen deutscher Bücher in jene Sprachen zusammenstelle. Und welchen Rang nimmt die deutsche, als poetische Sprache, vor allen andern lebenden Sprachen ein; sie, die in edlem und freyem Rhythmustanze daher schwebt, deren Worte, warm von Lebensblut, nicht nur Gedanken und Empfindungen bekleiden, sondern oft dem Gedanken neues Licht, neue Glut der Empfindung geben!

Seicht dem Seichten, und unbiegsam dem Kalten, öfnet unsere Sprache dem Denker ihre Tiefen, und schmeidiget sich wie Wachs, in warmer Hand des Empfindenden, zu jeder Bildsamkeit; mannichfaltig an Wendungen wie im Ausdruck, ist sie hehr in urkräftiger Eigenthümlichkeit und in edelster Einfalt.

Diese hohe Einfalt unserer Sprache mag wohl eben so sehr dem zarten Wahrheitssinne und der Herzlichkeit, welche beyde Grundzüge deutscher Gemüthsart sind, als ihrer Kraft und Fülle zugeschrieben werden, welche den Deutschen, der seine Sprache ganz inne hat, nie in Noth lassen, daher ihn nichts zur Uebertreibung des Ausdrucks reizet, weil ein dem Gegenstande sich

eignender ihm nicht fehlen wird; da hingegen Schriftsteller, welche mit armen Sprachen zu thun haben, oft zur Uebertreibung ihre Zuflucht nehmen, weil der wahre Ausdruck ihnen fehlt; jenen Mahlern ähnlich, welche grelle Farben auftragen, weil sie die sanften Abschattungen der Natur nicht darzustellen wissen. Solche Uebertreibungen gehen aus der Bücherwelt ins gemeine Leben über, nicht ohne grossen Nachtheil der Gemüthsart, welche von der Wahrheit je mehr und mehr sich entwöhnet. Bald werden alsdann seltne, edle Worte, diese kostbaren Schaumünzen der Rede, gång und gåbe, und von den leersten Köpfen, gleich Rechenpfenningen im Spiel, ausgegeben werden. Der heilsame Gebrauch gesunder Worte wird dem Schwulst einer Bühne weichen, auf welcher Jünglinge gelehret werden, ihre Schönen anzubeten, weil zur Liebe ihre Herzen zu kalt sind.

Daß wir Deutsche mehr Sprachen erlernen, als irgend ein Volk, gereichet uns zur Ehre, auch zum Vortheil, und ist geeignet, uns in unsere eigene Sprache desto tiefere Einsicht zu gewähren, je mehr wir in Stand gesezt werden, sie mit fremden Sprachen zu vergleichen;

eine Vergleichung, welche für den Deutschen, der sie mit Kunde anstellt, gewiß sehr erfreulich seyn wird, und ihn an einen biedern und geistvollen Ritter der Vorzeit, Walther von der Vogelweyde, erinnern mag, der nach zurückgelegten Reisen und Feldzügen in Europa und Asien, als er heimgekommen war, frölich unter Deutschen sang:

Die deutsche Zucht hat mir vor allen
Den fremden Sitten wohl gefallen;
Und das war meiner Reisen Frucht,
Daß mir gefiel die deutsche Zucht!

Durch Erlernung fremder Sprachen setzen wir uns nicht nur in den Besiz ihrer geistigen Reichthümer, sondern wir bereichern auch noch auf andere Weise unsere Begriffe. Je tiefer wir in das Verständniß fremder Sprachen dringen, desto mehr werden wir inne, daß zwar jedes Volk für jeden sittlichen Begriff, für jede Empfindung, ein Wort habe, daß aber nicht immer das Wort in der einen Sprache mit dem Wort in der andern Sprache, vollkommen übereinstimme. Ich rede hier nicht von Worten, welche der Mißbrauch entwürdiget hat, sondern von jener Bedeutsamkeit der Worte, welche aus

der innigsten Eigenthümlichkeit der Art und Weise zu denken und zu empfinden — ich möchte sagen, zu sehen und zu fühlen — bey jedem Volke entstand. Das Verständniß dieser verschiedenen Abschattungen desselben Hauptbegriffs, erweitert den Verstand und bereichert die Empfindung.

Diesen Vortheil werden aber nur wenige zu ergreifen wissen; auffallender und allgemeiner ist derjenige, den uns die Kunde verschiedener Sprachen gibt, indem sie uns den Zugang zu den Schätzen des Geistes verschiedener Zeiten und verschiedener Gegenden aufschließt, also unsern hienieden immer durch Zeit und Raum beschränkten Wahrnehmungen und Wirkungen grössern Spielraum öfnet, uns freyer macht, wofern wir dieser Freyheit recht gebrauchen, denn mißbrauchte Freyheit führt immer in engere Schranken zurück, als die ersten waren.

Und das ist leider der Fall vieler Deutschen geworden! Statt mit der Billigkeit, die der deutschen Gemüthsart eigen ist, das Fremde zu würdigen, überschäzte der Deutsche es, mit jener Schwäche, die ihm auch sehr eigen ist, und die er nur zu oft naiv genug ausdrückt, wenn er,

Geringschätzung anzudeuten, sagt: „Das ist nicht „weit her.“

Selbst die Muttersprache lag uns zu nah, wir versäumten sie lange Zeit, auf eine so unbegreifliche als thörichte Weise. Der pedantischen Ueberschätzung des Latein folgte bald, ging ihr dann zur Seite, verdrängte sie darauf, die Ueberschätzung des Französischen. Mög' eine bessere Nachwelt Mühe haben, es zu glauben, — deutsche Zeitgenossen von Klopstock — unter vielen Edlen und Großen nenne ich den Einen Größten und Edelsten — liessen Französinnen kommen, um ihre Töchter zu bilden; und so wie pedantische Schulfüchse unsere Sprache vulgarem (die gemeine) nannten, so wurden deutsche Kinder edler Häuser gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Sprache des Gesindes anzusehen; und wie konnten sie anders, wenn es Hausgesez war, bey der Tafel französisch zu sprechen; wenn jeder kindliche Wunsch, um bey den Eltern Gehör zu finden, sey es mündlich, sey es schriftlich, in der Sprache des Fremdlings vorgelegt werden mußte.

Die natürliche Folge war, daß sehr viele

mehr Werth auf Kunde der französischen als der deutschen Sprache legten; daß jeder bemerkte Verstoß wider die Sprachlehre des Französischen gerügt ward, die gröbsten Fehler des Deutschen in seiner eigenen Sprache kaum bemerkt wurden.

Es war ein grosser, nicht zu entschuldigender Mißgriff der europäischen Höfe, daß sie bey öffentlichen Verhandlungen unter einander, sich die Sprache einer benachbarten, mächtigen und ehrgeizigen Nation aufdringen liessen, welche natürliche Auslegerin aller in ihrer Sprache verfaßten Schriften werden mußte; einer Nation, die, eh sie mit dem hohnlachenden vae victis! (wehe den Besiegten!) das Schwert in die Wagschaale legt, keinen Vortheil unbenuzt läßt, welcher dahin führen kann. Dennoch hat dieser ungeschickte Mißgriff der Höfe lange nicht so arg wider uns gewirket, als jene, auf Unwissenheit gegründete Versäumniß und Geringschätzung unserer Sprache. Ich erinnere mich noch, in meiner Kindheit gehört zu haben, wie es an einem geistreichen, deutschen Mädchen, von deutschen Frauen, mit Hohn gerüget ward, daß sie, wie sie sagten, affektirt sey, und deutsche Briefe schreibe. Das gute Mädchen wollte doch nur seine Empfindungen ausdrücken!

Dieser lächerliche Aberwiz hat seit etwa 50 Jahren nach und nach abgenommen, aber noch izt findet man seine Spur. Noch izt versammlen sich Deutsche, und schwatzen französisch; noch izt schreiben Deutsche an Deutsche, Brüder schreiben manchmal an Brüder, Kinder an Eltern, das Weib an den Mann, in französischer Sprache! Heißt das nicht, sich von den Seinigen entfremden? Ja, von sich selbst entfremden? Derselbe Gebrauch ist bey den nordischen Völkern eingeschlichen. Engländer, Italiäner, Spanier und Portugiesen begreifen nicht, daß man aus Wahl mit Landsleuten in einer fremden Sprache rede, oder sie in Briefen brauche. Diese alberne Sitte ist es desto mehr, da der Gebrauch einer fremden Sprache uns doch nie ganz eigen wird. Es bedarf nur einer mittelmässigen Kunde des Französischen, um inne zu werden, daß selbst Friedrich dem Zweyten die Sprache, die er vor allen liebte, in der er sprach, schrieb, Verse machte, dennoch, obschon er umgeben war von französischen Akademikern, immer fremd blieb.

Seit einem halben Jahrhunderte haben endlich die Deutschen wieder angefangen, ihre kräftige, geistvolle und herzliche Sprache besser zu

würdigen. Es kam, ohne sichtbaren Anlaß, für Deutschland ein Augenblick, wie die Vorsehung von Zeit zu Zeit den Nationen — ich weiß nicht, ob irgend einer mehr, als Einmal — sendet. Ein herrliches Gestirn von grossen Geistern ging auf an unserm Horizon. Sie erinnerten, durch Werke, die mit dem Siegel der Unsterblichkeit an der Stirn hervorgingen, an der deutschen Sprache Kraft und Schönheit, die sich schon in manchen alten Werken denen, die sehen konnten, gezeigt hatten. Klopstock that, auch in Absicht auf Sprache, mehr, als irgend einer. Nicht nur schmeidigte sich gelehrig unter ihm dies kräftige Roß, er gab ihm Flügel!

Die leeren Köpfe — sollte man nicht meynen, daß der Dummheit ein eigner Instinkt, so wie den schwachen Thieren, verliehen worden — blieben nicht etwa nur gleichgültig gegen den höhern Glanz, in welchem unsre Sprache sich zeigte, sie höhnten mit Bitterkeit. Ein desto bangeres, weil dumpfes Vorgefühl, sagte ihnen, daß seichten Köpfen und Herzen nichts gefährlicher seyn müßte, als wenn unsere kraftvolle und reiche Sprache, die in den Gesellschaften der grossen Welt, damals weit mehr als izt herr-

schende Sprache des Auslandes verdrängen würde. In dieser ist des Verabredeten viel, und sie bietet jedem gewisse von der Mode gestempelte Formen und Ausdrücke dar, welche in der That, in einer beschränkten Sphäre — und ist wohl eine beschränkter, als die grosse Welt —? die Leichtigkeit der Unterredung begünstigen, und auch schalen Schwätzern einen Anstrich von Wohlredenheit zu geben scheinen.

Diese Gefälligkeit vermißt der Weltling in der deutschen Sprache. Ihr Reichthum macht ihn verlegen, denn sie sezt ihn in den Fall der Wahl, und schlechte Wahl zeigt schwaches Urtheil. Unsere Sprache gibt vielleicht mehr, als irgend eine andere unter den lebendigen Sprachen, das Maaß des Geistes und des Herzens dessen, der sie redet. Quelle indiscretion! Eine solche Sprache kann dem Weltlinge keine Liebe abgewinnen! Sie ist ihm lästig, weil sie ihn beschämt. Auch kann er sich durchaus nicht an ihren Ernst, an ihre Wahrhaftigkeit, an ihre Herzlichkeit gewöhnen. Er hat keinen Sinn für sie, und sie versaget ihm.

Wer sie ganz inne hat, wer Sinn für sie

hat, dem ist die deutsche Sprache lebende Zunge! Oder wollen wir sie mit einem Werkzeuge vergleichen, so ist sie eine volle Rüstung, mit Schuz- und Truz-Waffen, unter deren Wucht der Schwächling erliegt, die sich aber dem Starken, der sie liebet, anschmieget, wie die Haut, und ihm das wird, was dem Achilleus die von einem Gotte geschmiedete Rüstung war, von welcher Homer singt, daß sie, weit entfernt, ihn zu beschweren, dem Helden sich angefügt, und wie auf Flügeln ihn erhoben habe.

Es liegt ein Schatz von Gesinnung in unserer Sprache; dieser sey uns heilig! Wir verloren vieles, aber alles, dessen Besiz wahren Werth hat, hat diesen in der Gesinnung. Nicht die Freyheit, sondern der empfundene Werth der Freyheit, macht der Freyheit würdig. Das Glück macht oft den Sieger; nur Mut und Weisheit machen den Helden.

An der Gesinnung müssen wir uns fest halten; unsere Gesinnung müsse bieder, wahrhaft, einfältig, herzhaft und herzlich seyn! Unsere reiche, kraftvolle, edle Sprache bleibe ein Band des Vereins, wo andere Bänder rissen. Viele

Edle legten große Gedanken und warme Empfindungen der guten Muttersprache in den Schooß. Diese sind Gemeingut für uns. Legen auch wir gute Gedanken ihr in den Schooß. Es vermehre sich das Gemeingut für unsere Kinder und für unsere Enkel. Falle unser Loos, wie es fallen mag, fern sey von uns jeder politische Kleinmut! Ueben wir Treue in allen unsern Verhältnissen, und hegen wir freyen Sinn, bereit zu jeder Aufopferung des Aeusseren, ehe wir das mindeste von unserer Gesinnung aufgeben, oder aufzugeben scheinen!

Verdienen wir Achtung durch Tugend, geben wir der Tugend Gehalt und Bestand durch die Religion. Sie leite uns auch in den Verhältnissen dieser Zeit! Der umnachtete Steurer lenket auch zwischen Klippen sein Schif, mit dem Blick gen Himmel.

Ueber den Zeitgeist.

Catch folly as it flies!

Pope, Essay on Man.

Ueber den Zeitgeist.

— — — malum quo non aliud velocius ullum,
Mobilitate viget, viresque adquirit eundo.
Virg. Aen. IIII, 174 – 75.

Nicht nur des einzelnen Menschen, sondern auch, ja noch mehr, ganzer Völker Ansichten, Streben und Handlungen, sind oft mehr oder weniger abhängig von ungeprüftem Vorurtheil. Je mehr und je schneller eine neue Ansicht bey einem Volke überhand nimmt, desto verdächtiger muß sie uns des Wahnes scheinen, oder wenigstens eines grossen Zusatzes von Irthum zur Wahrheit, die ihr vielleicht anfangs, wenn auch schon damals ungeläutert, zum Grunde lag. Denn, je mehr Stimmen sich für die neue Ansicht erheben, desto weniger wird über den Grund oder den Ungrund derselben nachgedacht,

Was für wahrscheinlich gehalten ward, gilt bald als wahr; nothwendige Ausnahmen und einschränkende Bestimmungen werden übersehen.

Was viele glauben, das prüft oft keiner, weil jeder lieber gemächlich auf der Ueberzeugung anderer die seinige beruhen läßt, und gern wähnt, daß sie geprüft haben.

Eine neue plözlich sich verbreitende Meinung, wofern sie nicht eine göttliche Beglaubigung an der Stirne trägt, ist entweder schon ein Irthum, oder muß es bald durch Uebertreibung werden, es wäre denn, daß sie sich auf neue Erfahrungen gründete. Die neuesten Erfahrungen unsrer Zeit sind nicht geeignet, dem Zeitgeiste das Wort zu reden.

Neue Behauptungen, an die anfangs keiner glaubt, können, durch Unverschämtheit der Volksführer, eben solche Wirkungen hervorbringen, wie würklich gehegte Meinungen. Wenn jene keck behaupten: die Sache sey ausgemacht, ohne Verleugnung der gesunden Vernunft könne man sie nicht bezweiflen, alle vernünftige Menschen wissen, daß es so sey; so will, aus falscher

Scham, oft jeder auch überzeugt scheinen, bis aus allgemeiner Heucheley, wie Feuer aus geriebnem Holze, sich ein enthusiastischer Wahn entzündet. Dieser Kunstgriff ward von griechischen, römischen, und in späterer Zeit von italiänischen Demagogen mit grossem Erfolge geübt. So auch in seinen Schriften von Voltaire, und wir finden ihn sehr dreist angewandt von den anonymen Verfassern vieler unsrer Zeitungen.

Ist die neue Behauptung von der Art, daß sie der unkundigen Menge mit neuen Vortheilen schmeichelt, und werden ihr diese noch dazu in hochtönenden Worten vorgetragen, mit denen sie nur dunkle und schwankende, aber eben daher Enthusiasmus erregende Begriffe verbindet, als Freiheit, Würde, Kraft, Recht, Gleichheit, oder in neugestempelten Ausdrücken, Volksthum, Deutschheit, Volksmündigkeit u. s. w. vorgespiegelt, so wird die neue Ansicht von der in gewissen Verhältnissen immer unmündigen Menge mit so trunknem Beifall aufgenommen, daß derjenige, welcher mit nüchternem Sinn eine wohlwollende Stimme der Warnung erhebt, entweder als bestäubt mit veraltetem Wuste gehöhnt, oder als

ein Verräther an aufdämmerndem Heile des neuen Volksthumes verschrien wird.

Ein wahrer Freund des Volks muß solche Verunglimpfungen sich gefallen, sich nicht abschrecken lassen mit dem edlen Quintius Capitolinus seinen Mitbürgern zu sagen:

„Ich weiß, daß andre Worte euch angeneh-
„mer seyn würden; wenn aber auch mein Ge-
„müth mich nicht auffoderte, lieber das Wahre
„als das Angenehme zu sagen, so zwänge mich
„doch jezt die Noth dazu. Gern möcht' ich euch
„gefallen, meine Mitbürger, aber viel lieber
„säh ich euch gerettet, möget ihr auch gesinnet
„gegen mich seyn wie ihr wollt." *)

„Es geschieht nichts neues unter der Sonne," (Pred. Salomo I, 9) sagte vor dreytausend Jahren ein vom Geiste Gottes erleuchteter Weise.

---

*) His ego gratiora dictu alia esse scio, sed me vera pro gratis loqui, etsi meum ingenium non moneret, necessitas cogit. Vellem equidem vobis placere, Quirites, sed multo malo vos salvos esse, qualicunque erga me animo futuri estis. Tit. Liv. III, 68.

Und so verhält es sich im Grunde wohl auch hiermit. Das nach nicht zu bestimmenden Zeiträumen unter verschiedenen Gestalten Wiederkehrende zeigt sich mehrentheils im Wesentlichen, wie es sich schon zuvor gezeigt hatte. Wenn es sich aber auf eine von den vorigen sehr verschiedne Weise kund thut, so erfodert es einer sichern Beleuchtung und ernsten Beherzigung. Dieser wird sich wohl anjezt keiner, dem das irdische, keiner, dem das himmlische Vaterland am Herzen liegt, entziehen wollen; zu jener möcht' ich lieber einige Weisen einladen, als mich dazu erkühnen. Ich bitte daher meine Leser, diese wenigen Blätter nur als Bruchstücke zu betrachten. Je mehr die Geschichte uns zeigt, wie aus kleinem Beginn oft grosse Dinge hervorgingen, wenn Eine Idee von vielen mit lebhafter Theilnahme ergriffen ward, desto mehr wird ein wohldenkender und weiser Mann sich hüten, daß er nicht mit der Menge, und wie die Menge, sich von Meinungen hinreissen lasse. Selbst dann, wenn ihm scheint, daß das allgemeine Dichten und Trachten einen guten Zweck habe, wird er nie vergessen, daß im menschlichen Dichten und Trachten sich meistens Unreines zum Reinen mische, und wird mehr auf

Läuterung der überhand nehmenden Ideen, als auf unbehutsame Verbreitung derselben sinnen. Er wird ihren Ursprung zu erforschen suchen, und auf Erforschung desselben auch andere aufmerksam machen; denn der Geist aus welchem etwas hervorgehet, entscheidet mehrentheils über dessen Werth; bleibt sich mehrentheils in seinen Wirkungen getreu. Zwey Beyspiele mögen uns genügen.

Seit Jahrhunderten waren die Landschaften Uri, Schwyz, und Unterwalden frey, lebten nach eignen Gesetzen, unter unmittelbarem Schutze des deutschen Reichs, als, vor einem halben Jahrtausend, der deutsche Kaiser Albrecht, erbittert darüber, daß sie sich nicht unter erbliche Schirmvogtey des Hauses Habsburg begeben wollten, seine über die habsburgischen Güter gesezten Landvögte nun auch zu Wahrnehmung der Reichsrechte in jenen Landschaften bevollmächtigte, welche das so harmlose als mannhafte Volk auf unmenschliche Weise drückten. Dieses vertrieb nun seine Dränger, deren Burgen es brach, ließ aber die habsburgischen Güter unangetastet, und fuhr fort, in Albrecht, als Kaiser und König der Deutschen, seinen Schuzherrn zu erkennen,

nachdem es sich mit Kraft der ungerechten Anmassung, deren er sich als Herzog von Oestreich und als Graf zu Habsburg erkühnte, widersezt hatte. Die andern helvetischen Kantone behaupteten ihre Freiheit auf gleiche Weise, sie trennten sich ungern und gezwungen vom deutschen Reiche.

Kein Volk auf Erden hat heldenmütiger seine Freiheit erkämpfet und behauptet, wie die deutschen Schweizer. Und, so gereizet sie auch wurden, hat doch kein Volk mehr Mässigung, mehr Edelmut, mehr christliche Gesinnung gegen seine Feinde gezeigt, deren Güter, die mitten in ihrem Lande lagen, sie ehrten; für deren Seelen sie, auf den Schlachtfeldern wo sie gefallen sind, jährlich beten.

Aus dem Geiste des demütigen, daher unerschütterlichen Vertrauens in Gott, sind das Glück und die Freiheit der Schweizer hervorgegangen. Kräftig erwies sich noch vor weniger als drey Jahren dieser Geist, in den biedern Schaaren der Eidgenossen, die dem aus der Insel Elba entschlüpften Emporkömmlinge kühn widerstanden, als er sie, die Ludewig dem achtzehnten

Treue zugesagt hatten, durch schmeichelnde Vorstellungen und durch Todesbedräuung zum Abfall bewegen wollte. Er mußte sie ziehen lassen. Mit den Waffen zog das kleine Heldenhäuflein mitten durch Frankreich heim in seine Gebirge, angestaunt von zahnknirschenden Schergen des Tyrannen und von erröthenden Freunden des Königes.

Die Franzosen haben sich von arglistigen, eitlen und eigennützigen Volksführern, durch trügerischen Tand hohler Worte, von Thorheit zu Thorheit, von Frevel zu Frevel, in kurzer Zeit dahin bringen lassen, daß sie den Thron und die Tempel Gottes stürzten. Der König, milde, fromm und edelmütig, hatte Erkohrne der Nation berufen, mit ihnen sich zu berathschlagen über eine Verfassung, weil es immer seines Herzens Wunsch gewesen, Haupt einer freyen Nation zu seyn.

Sie liessen sein Blut fliessen auf der Todesbühne. Das Volk wütete in den Eingeweiden Frankreichs. Es entsagte öffentlich Gott, es verehrte in seiner Tollheit die Vernunft in nackten Buhlerinnen, die es auf den Altar Gottes stellte;

es kündigte allgemeinen Frieden an; dräuete allen Königen den Untergang; stand auf als Feind aller Völker. Bald schmiegte es sich unter das eiserne Joch eines Korsen, der Tyrann auf dem Thron und Tyrann an der Spitze einer oftmal seinem Ehrgeiz und seiner Herrschsucht aufgeopferten, immer wieder aus der unseligen Heimath sich erneuenden Jugend, die Geissel Europens ward, wie er die Geissel Frankreichs war und die Geissel Europens werden konnte, weil Europa vom Taumelbecher gekostet, den Frankreich bis auf die Hefen ausgeschlürfet hatte. Und ist es etwa nüchtern geworden? Die von ihm gehöhnten Völker wurden es durch Wehe, besannen sich, wandten sich zu Gott, in dessen Vertrauen sie sich erhuben, von Siegen zu Siegen eilend den Tyrannen stürzten und die feindselige Nation retteten, deren eitlem Undanke noch jezt unsre mit Ruhm gekrönten Heere Obstand halten, daß sie nicht abermal den Thron und die Altäre stürze, nicht wieder in racheschnaubenden Horden sich über unser Vaterland ergiesse.

Solches Wehe hatte in unsern Tagen der Geist der Zeit herbeygeführt.

Leichter, als es anjezt seyn mag, war es ihm Einhalt zu thun in seinem Beginn. Schon längst ward er von verständigen, wohlmeynenden Männern gerügt, aber wenige achteten darauf. Er ward desto mehr, da er aus Frankreich zu uns herübergekommen war, wie eine Mode betrachtet, welche bald einer andern Platz machen würde. Selbst als er so schnell sich verbreitete und so laut ward, als schon sich jedem Beobachter das Gleichniß eines an hoher Alpenklippe gelöseten Schneeballs aufdrang, den etwa die von der Glocke eines Saumthiers erschütterte Luft erregte, der im Rollen mit ungeheurem, nicht zu berechnenden Wachsthum anschwillt, glaubten viele der neuen Erscheinung mit Gleichgültigkeit zusehen zu dürfen; andre, zu furchtsam ihr entgegen zu wirken, gaben sich das Ansehen kalter Geringschätzung. Man sagte: Schnee schmelze und Wasser verlaufe sich.

Man achtete nicht auf die Mahnung der Weiseren, die da sagten: „Es ist wahr, Schnee „schmilzt und Wasser verläuft sich; hörtet ihr „aber nie von solchen, aus gelöseten Schneeflo„cken entstandenen Strömen, welche sich nicht „eher verliefen, als bis sie blühende Gefilde ver-

„heert, Wälder dahingeschwemmt, mit gewälz„ten Felsen schifbare Flüsse gehemmt, Hütten „und Palläste, Dörfer und Städte gestürzt und „eine Verwüstung angerichtet hatten, deren Fol„gen noch die Enkel der Enkel treffen?“

Daß aus schwindelndem Stolze dieser Geist hervorgegangen, aus Verachtung aller öffentlichen, ja aller natürlichen, ja der göttlichen Autorität, dessen bedarf es keines Zeugnisses. So offenbarte er sich ja mit schamloser Wut bey den Franzosen; so mit verhaltner, nicht minder giftigen Wut bey uns. Was jene ausführten, hatten früher unsre so genannten Erleuchteten (Illuminaten) entworfen, die, gleich den Mächten der Finsterniß, am verderblichsten da walten, wo man nicht an ihr Daseyn glaubt.

Die bürgerliche Ordnung ist nicht nur gefährdet, sondern sie muß einstürzen, wo die natürliche Autorität untergraben ward. Der Bestand, die Ruhe, das Glück der Familien werden gesichert durch den Staat; aber auch der Staat kann nicht bestehen ohne häusliche Zucht, und diese beruht auf Ehrerbietung und auf Liebe. Ehrerbietung und Liebe sind die nicht fabelhaf-

ten Penaten, deren keine Familie, wenn ihr Vorsteher Hausvater oder Hausmutter genannt zu werden verdienen, entbehren kann. Die Gesetze vermögen nichts, wenigstens nichts dauerndes noch heilsames ohne Sitten. Ohne Ehrerbietung und ohne Liebe keine Sitten! *)

Heilige Einrichtung Gottes stiftete die aus dem innigsten Stoffe der Menschheit gesponnenen Bande, welche Eltern mit Kindern, Geschwister mit Geschwistern verbinden. Die Familie ist ein kleiner Staat. Der Jugend Unerfahrenheit wird geleitet an Gängelbändern kindlicher Eherbietung und Liebe. Im Umgange mit den Geschwistern entwickeln sich die Empfindungen der zartesten Freundschaft. Ermuntert durch brüderliche Genossenschaft, wird der Knabe, dann der Jüngling, angebildet zur Arbeit und zur Hülfsleistung, und jede mit dem Bruder getheilte Freude wird erhöhet. Aehnliche und doch ver-

*) „Der Mensch hat ein Vermögen der Ehrerbietung in sich," sagt Chr. Friedr. Schlosser in einer vortreflichen Anmerkung des von ihm aus dem Französischen übersezten Büchleins von Fievée, über Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Die Anmerkung steht S. 86—90. Auch wolle man nachsehen S. 111—112.

schiedne Gefühle entblühen dem reinen Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester, in welchem zarte Saiten berührt werden, deren Anklänge schon hindeuten auf die innigste aller menschlichen Verbindungen, durch die, gleichsam aus beyden Hälften der Menschheit, in deren einen Kraft und Mut, in der andern Holdseligkeit und Aufopferung vorwalten, in Liebe verschmolzen, das geheimnißvolle, heilige Wesen, ein Menschenpaar entsteht, die Ehe; sie Urquell der Familien, Urquell der Völker.

So wie der Staat aus den Familienverhältnissen Bestand, Festigkeit und Würde bekommt, so die Familienverhältnisse durch die Religion, das heißt, durch Beziehung auf Gott, „nach „dem das ganze Geschlecht in den Himmeln und „auf Erden genannt wird.“ (Ephes. III, 15.)

Er, dessen ausgesprochenes Wort: „Es werde!“ (1. Mos. I.) zahllose Sonnen, um welche Erden, Erden, um welche Monde kreisen, aus der alten Nacht hervorrief, unterwarf diese strahlenden Heere einem unwandelbaren Gesez, dessen Erfüllung Harmonie ist. Aber diese Har-

monie, so vollkommen sie auch ist, ist dennoch nur ein Tonspiel lebloser Werkzeuge.

Der Mund, dessen Wort: Es werde! die Himmel mit ihren Welten hervorrief, rief auch Geister hervor, hauchte Liebe in sie. Sein Hauch, ihr Leben ist Liebe! Ungleich begabt stimmen reine Geister allzumal ein in Ein Lied. So wie, mächtig und hold, die seelenvolle Stimme des Menschen das Tonspiel der Saiten und des Erzes belebt, so tönt der seligen, Gott empfindenden Geister Daseyn, höhere, das Tonspiel der Sphären belebende Harmonie, Seinen Lobgesang!

Die heilige Urkunde sagt uns nicht allein, daß wir von unsrer ursprünglichen Würde herabgesunken, daß wir gefallen sind, — dasselbige sagen auch die Ueberlieferungen aller Völker, dasselbige lehret auch die Vernunft, — jene heilige Urkunde, welche, in voller Bedeutung des Wortes, allein Urkunde genannt zu werden verdient, zeigt uns auch, welche Hand uns wieder aufrichten will, wofern wir nur mit Vertrauen und mit demütigem Entschluß uns von ihr leiten zu lassen, sie ergreifen; die Hand der Liebe mit Liebe! Das ist der Hauptgedanke der Re-

ligion. Um zu unsrer wahren Heimath zu gelangen, müssen wir hienieden uns aufrichten lassen, müssen glaubend vertrauen, demütig gehorchen, müssen lieben, müssen, in selbstverleugnender Liebe zu den Menschen, die alle unsre Brüder sind, die höhere Liebe zum Vater aller Menschen erweisen.

Ein Staat, in welchem diese Gesinnung, ich will nicht sagen allgemein, aber auch nur vorwaltend wäre, müßte uns der Vorhof des Himmels scheinen. Je mehr wahrhaftig christlicher Sinn unter den Mitgliedern des Staats ist, desto glücklicher sind sie.

Vergleichen wir nur nach einigen Hauptzügen, den Zeitgeist mit dem Geiste des Evangeliums, dem Geiste der Gerechtigkeit und der Liebe!

Der Geist des Evangeliums gehet aus von Gott und beziehet alles auf Gott; der Zeitgeist nimmt keine Kunde von Gott, ist, im eigentlichsten Sinne des Wortes, gottlos. Der Geist des Evangeliums athmet Demut und brüderliche Liebe; der Zeitgeist verdanket seine Geburt eitlem Dünkel und der Selbstsucht. Das

Jahrhundert und das Land, in denen dieser anmassende Emporkömmling sich ohne Larve zeigte, können den Charakter des Egoismus nicht verleugnen, welcher altdeutscher Art weniger als irgend Einem Volke anklebt. Der Geist des Evangeliums lehrt seine Jünger, sich „als Gäste „und Fremdlinge auf Erden" ansehen; (Hebr. XI, 13) gleichwohl machen nur sie die Erde zur sichern und erfreulichen Wohnung, gleich jenen edelmütigen Reisenden, die auf der Durchreise wilden Völkern Pflanzen und Hausthiere schenken, um ihnen das Leben bequem zu machen. Der Zeitgeist will von keiner ewigen Heimath wissen, und zerrüttet, durch Mißtrauen, Habsucht, Schwungsucht, Untergrabung der häuslichen Zucht und durch Aufruhr, das irdische Vaterland.

Der Geist des Evangeliums zeigt göttliche Urkunden und ununterbrochene Ueberlieferungen, von Anbeginn an; der Zeitgeist ist von gestern her, seine Schüler wollen von keiner Urkunde wissen, von keiner Ueberlieferung, ja von keiner Erfahrung! Sie rühmen sich, die Stimmen der Mehrheit für sich zu haben, uneingedenk, daß die Kinder von gestern und von heute, kei-

neswegs sich als Repräsentanten der ganzen Menschheit, die seit sechs Jahrtäusenden dachte, redete und handelte, anzusehen befugt sind; desto weniger, da sie den wirklichen Vorzug, den sie vor den Altvordern haben sollten, indem sie mehr Erfahrungen als jene nutzen könnten, verschmähen, und mit hoffärtigem Uebersehen der vorigen Geschlechter, in allen religiösen, sittlichen und politischen Kenntnissen, zur Unerfahrenheit frühester Zeiten zurückgehen, zugleich aber voll eitlen Dünkels, ohne Einfalt und freudenlos, und keiner Bewunderung fähig, nicht wie die Menschen früherer Zeiten von der Neuheit grosser Gegenstände ergriffen und begeistert werden; daher sie, ohne kindliche, lehrbegierige, folgsame Unkunde, — kindische, auf Verachtung der Erfahrung gegründete, altkluge, satte Unwissenheit träger und widerspenstiger Knaben, mit mürrischem Eigensinn abgestumpfter Greise verbinden.

Völker, welche nicht im Lichte der wahren Religion wandelten, begehrten gleichwohl nicht sich der Gottheit zu entziehen. Zu allen häuslichen und öffentlichen Verhandlungen riefen sie die Götter herbey. Den Göttern schrieben sie

ihr Glück und ihr Unglück zu, daher ihre Gebete, ihre Opfer, ihre Sühnungen. Diese finden wir bey allen Völkern aller Zeiten.

. . . „Es bedürfen ja alle Menschen der „Götter!“ (Hom. Od. III, 48) sagt der grosse Dichter, und der weise Platon, den das Alterthum, so wie den Homer, den göttlichen nannte, beginnt seine herrliche Schrift über die Gesetze, mit der Frage, die ein Athener einem Kreter vorlegt: Ob Gott oder ein Mensch Urheber der Gesetze sey? Mit Lebhaftigkeit antwortet der Kreter: „Ein Gott, o mein Gastfreund, ein „Gott!“ (Plat. über die Gesetze I.)

„Laßt uns,“ so läßt Platon später den Athener sagen, „laßt uns Gott anrufen, bey Ver„fassung des Staats! Er wolle hören und er„hören, wohlwollend und gnädig zu uns kom„men, um mit uns anzuordnen den Staat und „die Gesetze.“ (Plat. über die Gesetze IIII.)

Eben dieser sagt bald nachher: „Gott, wie „auch die alte Sage meldet, wandelt, den Ur„sprung, das Ende und die Mitte der Ding' „umfassend, seinen geraden Weg. Immer fol-

„get Ihm die Gerechtigkeit, eine Rächerin des „göttlichen Gesetzes an denen, die von ihm ab„weichen. Was aber glückselig seyn will, das „hanget ihr an, demütig ihr folgend und be„scheiden.“ Plat. ebend. *)

Auch der grosse, die zeitlichen Verhältnisse der Menschen sammt den Verhältnissen der ganzen Natur, mit deren Kräften und Eigenschaften, auf bewundernswürdige Weise umfassende Aristoteles, den auch unsre kältesten Weltweisen nicht der Schwärmerey zeihen werden, sagt: „Es ist eine alte überlieferte Sage bey allen „Menschen, daß alle Dinge von Gott herkom-

*) „Demütig und bescheiden.“ Wörtlich heißt es niedrig und geordnet. Ταπεινος καὶ κεκοσμημενος. Nur in den Schriften Platons und Xenophons, der beyden grossen Jünger des Sokrates, so wie im Leben dieses ehrwürdigsten und liebenswürdigsten Weisen unter den Heiden, finden wir den Begrif der Demut ausgedrückt. Weil die griechische Sprache kein eignes Wort dafür hatte, brauchte Platon den Ausdruck niedrig. Vor Gott können wir uns nicht tief genug erniedrigen. Geordnet, das heißt, in Gedanken, Worten und Handlungen sich dem Willen Gottes fügend, der die höchste Ordnung ist, von dem alle Ordnung herkommt. Gleich dem Ταπεινος der Griechen ward das humilis der Römer von den Christen gebraucht, um den Begrif der Demut auszudrücken.

„men und daß sie durch Gott bestehen. Und „daß keine Natur an und für sich so selbstständig sey, daß sie der Erhaltung durch ihn nicht „bedürfe." (Aristoteles von der Welt 6.)

Fast alle alten Völker schrieben ihre Verfassung und Gesezgebung den Göttern zu und sahen ihre Gesezgeber als von den Göttern begeisterte Männer an. So die Kreter den Minos, die Lakedämonier den Lykurgos, die Römer den Numa, die Skandinaven den Odin, die Peruvianer den Mankokapak, die Indier seit vier Jahrtausenden und noch anjezt, den Erzvater Sem.

Die den Kretern vom Minos gegebenen Gesetze wurden die Quelle, aus welcher unmittelbar andre Griechen und mittelbar die Römer, welche ihre Gesetze von Athen holten, geschöpfet haben. *)

*) Doch sandten die Römer auch Abgeordnete nach den griechischen Republiken des südlichen Italiens, welche theils unter pythagoräischen, theils unter lykurgischen Gesetzen blüheten.

Minos, ein Sprößling des phönicischen Königsstammes, hat ohne Zweifel nicht aus heimischen Quellen des üppigen, mehr nach Gewinn als nach Weisheit strebenden Phöniciens, sondern aus dem benachbarten, älteren, heiligen Borne der Gesetze Israels geschöpfet. Homer sagt von ihm, er habe Gespräche mit Zeus gehalten *), und von Moses sagt die heilige Urkunde: „Der HErr redete mit Moses von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem „Freunde redet." (2. Mos. XXXIII, 11.)

Pythagoras von Samos, der über fünfhundert Jahr vor Christi Geburt seine vaterländische Insel verließ, weil Polykrates sie tyrannisch beherrschte, und nach Italien reiste, ward ein erhabner Wohlthäter der blühenden griechischen Pflanzstädte dieses Landes, sowohl durch Erneuung der Gesetze zu Kroton, als auch durch seine Jünger Charondas und Zaleukos, deren dieser den westlichen Lokriern, jener den Thuriern Gesetze gab. So wie ihr grosser Meister bezogen sie die ganze Verfassung auf Religion.

*) — — Διος μεγαλου ὀαριστης. Hom. od. T. 179.

Es ist zu bedauern, daß uns von des Zaleukos Gesetzen weniges übrig geblieben, da der von Diodor erhaltene Eingang derselben vom hohen Geiste des Mannes zeugt. Vor allem drang er darauf, daß die Lokrier durch den Anblick des wunderbar geordneten Himmels, sich vom Daseyn der schaffenden und ordnenden Götter überzeugen sollten, welche Urheber alles Schönen und Guten auch unter den Menschen wären, die von jeder Sünde die Seelen rein halten müßten, weil die Götter nicht der reichen Opfergaben sich erfreueteu, sondern der gerechten und edlen Bestrebungen guter Menschen. So foderte er seine Lokrier auf zur Frömmigkeit und zur Gerechtigkeit und fügte die schöne Ermahnung hinzu, es möchte keiner unversöhnlichen Haß gegen einen Mitbürger hegen, sondern ihn als einen solchen ansehen, der sein Freund werden könne. (Diodor von Sicilien XII, 20.)

Hören wir noch einen grossen Mann des Alterthums! Wer hört nicht gern den Tullius Cicero? In einer vor dem Senate Roms gehaltnen Rede, gesteht er, daß die Römer an Zahl den Spaniern, an Stärke den Galliern, an

List den Karthagern, in Künsten den Griechen, in Wahrsagung andern Völkern Italiens nachständen, „durch Frömmigkeit aber," so fährt er fort, „und durch Religion, und durch die Eine „Weisheit, kraft welcher wir einsehen, daß alle „Dinge vom Winke der unsterblichen Götter ge„leitet werden, haben wir alle Völker und Na„tionen überwunden." (Cic. Orat. de harusp. responsis. 19.)

Solchen Werth legten die größten Männer des Alterthums auf die Religion. Und was war die ihrige gegen die unsrige? Wie dürftig waren ihre Begriffe von der Gottheit, von der Bestimmung und Fortdauer des Menschen, von den Pflichten, deren Ausübung sie fast auf das, was sie den Mitbürgern schuldig waren, einschränkten? Welche Ungerechtigkeiten erlaubten sie sich gegen Völker, die sie Barbaren nannten, und wie beruhete ihre Freiheit, auf die sie so stolz waren, auf Knechtschaft der bey weitem viel grössern Zahl von Menschen, die in Schmach, unter erbarmungsloser Anstrengung und graunvoller Mißhandlung der Bequemlichkeit der Freyen und ihrer Habsucht fröhnen mußten, und oft ursprünglich gleiches Standes, gleicher Er-

ziehung, oft von höherer Geistesbildung als ihre Dränger waren, durch das Schwert besiegt der blutigen Geissel des Käufers überliefert wurden, sammt Weibern und Kindern, sammt ihrer, zu gleichem Elende bestimmten, noch ungebornen Nachkommenschaft!

Aber der Zeitgeist würde sich lieber dem Aberglauben der olympischen Götterverehrung fügen, als den Vorschriften des Evangeliums. Jener ließ den Lüsten, der Herrschsucht, der Eitelkeit, der Habsucht freyes Spiel, und die Ausübung politischer Tugend belohnte sich durch des Stolzes selbstgefälligen Genuß.

Was aber auf solcher Grundlage beruhete, hatte mehr Glanz als Würde, hatte keinen dauernden Bestand. Die ganze alte Geschichte ist ein zwar sehr unterhaltendes, lehrreiches und grosses, aber graunvolles Gemählde von Umwälzungen der Reiche, Unterjochung der Völker, Vertilgung ganzer Nationen.

Indem das Christenthum den Menschen die Urkunde der Unsterblichkeit übergab, sicherte es auch in hohem Grade den zeitlichen Bestand der

Staaten, sowohl der Monarchien als der Republiken. Seine Feinde sind es, welche zu unsrer Zeit diese und jene theils verstümmelt, theils zerrüttet, theils vertilgt haben. Dem Christenthum verdanken wir es allein, daß selbst die Bösesten der Menschen, Bonaparte und seine mit Ehrenstäben des Kriegs gezierten Schergen, nicht so grausam den Krieg führen durften, wie die Besten der Griechen und Römer, wie die Scipionen ihn führten. Die Waffenfähigen werden, wenn gefangen, nicht mehr gemordet, deren Weiber und Kinder nicht mehr zur Knechtschaft verdammt; und als die tyrannischen Häupter der französischen Republik den Befehl an die Heere sandten, den Feind, auch wenn er die Waffen streckte, dennoch zu ermorden, so weigerten sich der neuen Zumuthung diese verwilderten Horden; sie hatten die Milch christlicher Mütter gesogen, es zuckte noch eine christliche Ader in ihnen, wiewohl von ihnen selbst verkannt.

Wir alle sind Zeugen gewesen des Wehes und der Schmach des größten Theiles von Europa; des Wehes und der Schmach Deutschlands! Es liegt hell am Tage, welche Grund-

sätze, welche Gesinnungen dieses Wehe, diese Schmach über uns und über Europa führten.

Wir hatten Gottes vergessen und Er wandte von uns ab Sein Antliz. Auf daß sie durch Elend ermürben möchten, überließ Er die Völker ihrem bösen Schwindel. Böse Worte geredet zu böser Zeit, wurden ihnen wie Sodoms von aussen glänzende Aschenäpfel auf unächtem Silber dargereicht *). Es ist schwer zu sagen, ob künftige Zeiten mehr über die Tollheit, die in Frankreich wüthete, staunen werden, oder über den Beyfall, den sie in andern Ländern fand.

Ich wende den Blick ab von den Gräueln der Grausamkeit, der Raubsucht, der Unzucht, der Lästerung; ich verweile nur bey der rasenden Vermessenheit, welche alles stürzen wollte, was tief eingewurzelt seit vielen Jahrhunderten bestand, und dessen Umsturz oder Ausrottung alles verwirren, ja bis in feinster Verzweigung

*) „Ein Wort geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel „in silbernen Schalen." Sprüche Salom. XXV, 11.

die zartesten Verhältnisse der Menschen zerreissen mußte.

Betrachtungen der Vernunft und der Gerechtigkeit fanden kein Gehör, aber Eine Furcht blieb doch noch den vermeynten Lykurgen, welche sie beunruhigte. Es schien zu besorgen, daß das Volk vom Rausche der Revolution nüchtern werden und auf Erinnerungen besserer Zeit den geblendeten Blick heften möchte. Dieser Gefahr mußte die zarte Sorgfalt der Gesezgeber zuvorkommen. Es war nicht genug, alle Denkmale der Vorzeit zu stürzen, die Satzungen der Weisheit auszustreichen, die bestehenden Einrichtungen sinniger Altvordern zu vernichten; es sollten auch die Spuren dieser Denkmale, die Erinnerungen dieser Satzungen, das Andenken dieser Einrichtungen vertilget werden!

Etwas, einer Wahrheit ähnliches, lag, wie vielen ihrer Bestrebungen, auch dieser zum Grunde. Früher oder später mußten, aus Erinnerungen besserer Zeit, Keime einer bessern Zukunft sprossen. Diese Keime sollten mit den Erinnerungen selbst zermalmet werden. Die Aufgabe war schwer, doch schreckte ihre Schwierig-

keit nicht den patriotischen Geist eines der meist gefeyerten Herostrate jener Tage. *) Also sprach er:

„Alle Einrichtungen in Frankreich vollenden „das Unglück des Volks. Um es glücklich zu „machen, muß man es erneuen. Man muß „ändern seine Begriffe, ändern seine Gesetze, „ändern seine Sitten . . . . . ändern die Men„schen, ändern die Sachen, ändern die Wor„te . . . . . alles zerstören, ja alles zerstören! „weil alles einer neuen Schöpfung bedarf.“ **)

---

*) Herostratos, ein Ephesier, verbrannte in der Nacht, in welcher Alexander der Grosse geboren ward, den herrlichen Dianentempel vor dieser Stadt, um durch tollen Frevel einen unsterblichen Namen zu gewinnen, den er durch edle Thaten zu erwerben sich unfähig fühlen mochte.

**) Tous les établissemens en France couronnent le malheur du peuple. Pour le rendre heureux, il faut le rénouveler, changer ses idées, changer ses lois, changer ses moeurs . . . . . changer les hommes, changer les choses, changer les mots . . . . . . tout détruire, oui, tout détruire, puisque tout est à recréer. Ich erinnere mich, diesen Unsinn bewundern gehört zu haben von gelehrten Deutschen, welche den grossen Edmund Burke, der ihn in seinen Bemerkungen über die Revolution in Frankreich (Reflections on the Revolution in France) mit der ihm eignen Stärke rügt, als einen Thoren belachen wollten, doch aber durch ihren

Wie groß mochte Rabaud de St. Etienne sich dünken, in der Vorstellung, daß er zu dieser, durch Zestörung zu bewürkenden Wiedergeburt seines Vaterlandes, berufen wäre! Er mochte sich wohl mit jener furchtbaren Gottheit der Indier vergleichen, von welcher gesagt wird, daß sie durch Zerstörung erneue, und welcher viele tausend Menschenopfer gebracht werden. Es ist aber nicht so leicht, als man glauben möchte, den Gipfel des Unsinns zu erreichen. Rabaud de St. Etienne ward übertroffen von Robespierre, der mit grosser Naivität erklärte, Frankreich sey nur dadurch zu retten, daß dessen Einwohner auf ein Drittheil, von vierundzwanzig Millionen auf acht Millionen Köpfe herabgesezt würden.

Nächst dem Unglauben und der Sittenlosig-

Ingrimm verriethen, wie tief der gewaltige Britte sie in ihren Lieblingsideen verwundet hatte. Man kann nicht genug die hohe Weisheit, die gediegene Vernunft, den scharfen und richtigen Blick bewundern, mit denen dieser für Freyheit, Tugend und Religion glühende Mann schon im Jahre 1790 den graunvollen Fortgang der französischen Revolution, sammt allen ihren wesentlichen Folgen, in lichtheller Klarheit und mit feuriger Beredsamkeit gleichsam weissagte.

keit haben die Verfassungen der Völker keinen ärgern Feind als die Neuerungssucht. Das sahen die Alten wohl ein. Mit den Ausdrücken: Neuerungen machen, Geschmack an Neuerungen haben, Neuerungen unternehmen, (νεωτεριζειν, nova sapere, nova moliri) rügten sie das Bestreben verderblichen Ehrgeizes oder losen Mutwillens, denen nicht zu früh noch zu kräftig Einhalt gethan werden könne. Ja, mit dem blossen Ausdrucke νεωτερον τι, novi quid (etwas neues) verbanden sie die Idee von etwas, das nicht gut, wenigstens verdächtig sey; dagegen die Ausdrücke, welche das Alter oder das Alterthum bezeichnen, bey ihnen den Begriff des Ehrwürdigen mit sich führten (πρεσβυς, antiquus). Die Mitglieder des Raths wurden von den Römern die Aeltlichen (senatores), von den Griechen die Greise (γεροντες) genannt. So wird auch bey uns das Wort die Aeltesten gebraucht, und in Hamburg nennt man einen achtungswerthen Ausschuß der Bürgerschaft, welcher nicht mit dem Senate dieser Stadt zu verwechseln ist, die Genossenschaft der Oberalten.

Die Verehrung des Alterthums gründet sich auf Bewährung; die Achtung hoher Jahre der Männer auf deren Erfahrung.

Unter den Gesetzen des Charondas finden wir, daß jeder, der auf ein neues Gesez antragen wollte, mit einem Strick um den Hals erscheinen, und wofern es verworfen würde, erdrosselt werden sollte. Nur drey Männer haben es gewagt, sich dieser Gefahr zu unterziehen, und ihre Gesetze, oder vielmehr ihre Anträge auf Abstellung einiger Gesetze, wurden gutgeheissen. *)

Es ist eine bekannte Sache, daß auch der kundigste Schiffsbaumeister die Vollkommenheit eines von ihm gebaueten Schiffes nicht verbür-

*) Es bedarf wohl nicht der Erinnerung, daß dieses Gesez des Charondas, durch Uebertreibung eines an sich sehr wahren Grundsatzes, unweise war und ungerecht. Uebrigens lag diesem Manne das Wohl des Vaterlandes sehr am Herzen. Er hatte das Gesez gegeben, daß bey Todesstrafe kein Bürger in der Versammlung gewaffnet erscheinen sollte. Einst, als er von einer Reise heimkam, zu welcher er sich mit einem Schwert, wegen Räuber, gewaffnet hatte, und erfuhr, daß die Bürger auf öffentlichem Platz in Gährung wären, lief er uneingedenk der Waffe, die er trug, unter sie hin. Froh ergriff ein unruhiger Kopf den Anlaß, seine Uebertretung des von ihm selbst gegebnen Gesetzes zu rügen. Ich übertret' es nicht, sprach Charondas, ich bestätige es, und stieß sich das Schwert ins Herz. Diodor. XII.

gen kann, eh es auf den Wogen versucht worden. Gleichwohl sind ihm die Theile und die Verhältnisse dieser Theile, aus denen das Schiff besteht, sammt der ganzen Einrichtung, die es haben soll, vollkommen bekannt; aber eine kleine, oft vor der Prüfung des Schiffs nicht wahrzunehmende Abweichung von der Richtschnur, macht es fehlerhaft. Es muß untersucht und dann verändert werden. Würde man es ganz unbrauchbar finden, so könnte es doch aus einander genommen, und dessen Theile zu einem neuen Bau gebraucht werden.

Aber weder lassen sich die Würkungen eines neuen Gesetzes — wie viel weniger einer neuen Verfassung! — nach mathematischen Regeln berechnen, noch auch ist der Stoff, in welchem der Gesezgeber arbeitet, so geduldig wie Holz und Eisen. Er muß Rücksicht nehmen auf zahllose, verschlungne, bis in die feinste Verzweigung sichtbarer und unsichtbarer Verhältnisse eingreifende Bestimmungen, und vor allem, auf die Leidenschaften der Menschen, denen er nicht schmeicheln, die er nicht erregen, aber mit zarter Hand weislich leiten, oder mit starkem Arm, nach der Richtschnur unwandelbarer Gerechtig=

keit, ihnen steuern muß. Er muß es wissen, daß der Staat nicht nur von Aussen den Kampf mit Sturm und Wogen zu bestehen habe, sondern daß er furchtbare Elemente im Busen trage, stürmende Leidenschaften, und Ebben und Fluten mancherley Meynung, die sich nicht berechnen lassen nach dem Mond.

O des dürft'gen Gesezgebers! o des dürft'gen Vorstandes schon geordneter Staaten, — er besteh' aus Einer oder aus mehr Personen — wenn sie feige Rücksicht nehmen auf den anmassenden Zeitgeist von gestern her, sey es, daß sie stillschweigend sich ihm fügen, sey es, daß sie gar öffentlich ihm huldigen! Wenn sie vergessen, daß ja eben das die grosse Aufgabe, deren Lösung der Zweck des politischen Vereins ist, durch gediegene Weisheit einiger, Obstand zu halten blinder Gewalt der Menge. Wenn sie vergessen, daß in allen Dingen die Harmonie nicht aus Zusammenhäufung gleichartiger Theile, sondern aus richtigem Verhältnisse sehr verschiedner Theile besteht; wenn sie immer zählen und nie wägen; wenn sie alles, durch seinen Bestand selbst sich bewährende Alterthümliche, für ver-

altet erklären; das Alterthümliche, welches hier Grosses und Schönes hervorbringt, durch Auffoderung zur Entsagung alles Gewerbes und zu edlen Bestrebungen, die es von Geschlecht zu Geschlecht einer kleinen Zahl von Familien dringend ans Herz legt, — und dort durch Genossenschaften, Innungen, eigenthümliche Freiheiten und Rechte, (ohne welche die allgemeine Freiheit und das allgemeine Recht nicht bestehen kann) und durch gemütliche Gebräuche, die Ruhe, die Sitten, die Genügsamkeit der Bürger, bey freudigem Gedeyhen unbevormundeter Freythätigkeit sichert; wenn sie, sage ich, alles Alterthümliche für veraltet erklären, und uralte deutsche Eichen, die in grauer Vorzeit und im innersten Schoosse des Vaterlandes tiefe Wurzeln schlugen, gleich einem Unkraute, das nach dem Regen der lezten Nacht erwuchs, ausgäten wollen; ohne Rücksicht auf allgemein anerkannten, seit vielen Jahrhunderten unbestrittnen, in der Verfassung gegründeten, von der obersten Macht bekräftigten Besiz; wenn sie mit Einem Federzuge das Werk von so vielen Jahrhunderten nach blinder Wilkür vertilgen wollen; so gehet, sie mögen es einsehen oder nicht, ihr Streben dahin; bis in ihre Grundvesten zu

erschüttern die Ruhe, die Würde, ja den Bestand aller Stände, deren keiner ohne die andere bestehen kann; zu untergraben den Staat, der nur auf Ordnung, so wie Ordnung nur auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit nur auf Religion beruhen kann.

Möge heilige Furcht Gottes diejenigen leiten, denen das übermenschliche Geschäft der Wiederherstellung des vaterländischen Wohlseyns obliegt! Möge diese heilige Furcht sie vor jeder Menschenfurcht sichern, und vor falscher Scham, diesem Rost der Seele! Dann werden sie in Vertrauen auf Gott, gerecht und erleuchtet von Ihm weise seyn! Dann auch werden sie mit kräftigem Ernste beherzigen den Zustand der verwahrloseten, zerrissenen, beraubten, zum Theile fast hirtenlosen Kirche Deutschlands. Dann werden sie Gott geben was Gottes, den Fürsten was der Fürsten ist, und jedem das Seine.

Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist.

Gedruckt mit Aschendorffschen Schriften.

[illegible]

Gg. Knüttel
Buchbinderei
BAMBERG
Untere Brücke 3

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold <<zu>>,

Drey kleine Schriften

Münster 1818

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.795
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722811-9